

Erwachsenwerden

Ausgabe Nr. 68, 11. Juli 2023



Unsere Kinder sollen es einmal besser haben. Jahrzehnte lang schrieben sich junge Eltern dieses Credo auf die Fahne. Ihrem Nachwuchs eine gute Zukunft sichern, das wollen sie immer noch; doch die Chancen scheinen dafür heute viel schlechter zu stehen. Junge Menschen wachsen in einer Zeit voller Krisen und Unsicherheiten auf: Klimakrise, Pandemie, Krieg und Inflation setzen ihnen zu, entgrenzte Arbeit, Ungleichheit und Armut steigen deutlich an. In Deutschland allein sind heute rund ein Viertel aller Kinder und Jugendlichen unter 25 Jahren armutsbedroht. Junge Menschen sind global gesehen seit der Finanzkrise 2008 überproportional von Arbeitslosigkeit betroffen, sind in prekären Arbeits- und Lebensbedingungen gefangen, aus denen sie perspektivisch nicht ausbrechen können. Eine ganze Generation trägt politische Altlasten mit sich herum, die eine Lebensrealität ohne Aufstiegschancen determiniert. Wie sollen sie sich überhaupt eine Zukunft vorstellen? Unbeschwerte Kindheit war einmal!

Gleichzeitig: Genießen junge Menschen heute nicht viel mehr Freiheiten als frühere Generationen? Während Erwachsene, insbesondere Männer, noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine (finanzielle) Versorgerrolle für sich und andere übernehmen sollten, herrscht heute ein immer stärkeres neoliberales Eigenverantwortungsparadigma vor. Entsprechend haben sich auch die Erziehungsmodelle gewandelt. Kinder sollen sich entfalten, ihre eigene Persönlichkeit entwickeln, am besten freie Subjekte werden. Doch das emanzipatorische Potenzial dieses Gedankens wird heutzutage dadurch unterlaufen, dass die sich frei selbstverwirklichenden Subjekte hervorragend in einen deregulierten kapitalistischen Arbeitsmarkt passen, der direkt in die Prekarität führt.

Wie lässt sich die Idee einer Erziehung zur Mündigkeit dennoch hochhalten? Vielleicht kommt man an dem Sprichwort, dass die Familie die Keimzelle der Gesellschaft sei, nicht vorbei? Doch stellt sich die Frage, wie Familie dabei definiert wird und wie sich wirtschaftliche und politische Strukturen auf sie auswirken. Und es darf dabei nicht aus dem Blick geraten, dass die demographische Entwicklung dazu führt, dass Kinder und Eltern schon jetzt und in Zukunft eine längere Lebenszeit miteinander teilen – das hat Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung, auf Nähe-Distanz-Verhältnisse und Emanzipationsansprüche.

In Teilen sehen wir heute Veränderungen in der Alltagspraxis, zum Beispiel in Form alternativer Verantwortungsgemeinschaften, die die traditionelle Idee der Kernfamilie hinter sich lassen wollen und inzwischen auf rechtlicher Ebene mit entsprechenden Gesetzesentwürfen Rückhalt bekommen, die aber auch auf die aktuellen Lebensbedingungen reagieren. Wie bestimmen sich also diese Formen der Gemeinschaft, in denen junge Menschen groß werden, wenn nicht mehr nur genetische Verwandtschaft zählt, sondern auch emotionale Nähe und ganz allgemein andere Formen der Verantwortungsübernahme?

Wir fragen uns: Wie wird man heute eigentlich erwachsen? Was prägt eine Generation, die auf der einen Seite zwischen politischer Resignation und einer neuen No-Future-Haltung sowie durch die digitale Nähe mittels moderner Kommunikationstechniken um die eigene Persönlichkeit und Unsicherheiten kreist? Verschiedene Studien bestätigen, dass digitale Plattformen wie Facebook und Instagram Depression und Angststörungen bei jungen Menschen verstärken. Und wie kommt es, dass sich diese Jugend auf der anderen Seite wieder viel stärker politisiert und kämpferischer gibt als ihre Vorgänger*innen, wie es beispielsweise in der Klimabewegung zu sehen ist? Und was ist mit den jungen Menschen, die viel zu schnell erwachsen werden, die zu früh schon auf sich gestellt sind und dabei sehr viel Verantwortung übernehmen müssen, die beispielsweise in Armut, auf der Flucht oder in Kriegsgebieten aufwachsen? Was für eine Zukunft wünschen sich junge Menschen selbst?

Unsere nächste Ausgabe (#69) erscheint im Oktober. Dann wird es um Freiheit gehen und wie wir von links einer rechten und neoliberalen Aushöhlung des Begriffs entgegenwirken können. Viel Spaß beim kritischen Lesen!

Dank

Für das Titelbild zu dieser Ausgabe möchten wir uns riesig bei Nora Strübe bedanken, die in ihrem Bild so präzise das Gefühl einer jungen Generation auf den Punkt bringt. Vielen Dank für diese wunderbare Bereicherung der Ausgabe – und alles Gute zum Schulabschluss von uns allen.

Nachruf

Am 28. April 2023 ist unsere Autorin Anne Alex gestorben. Sie war eine wichtige Stimme im Kampf gegen Armut, insbesondere gegen die Einführung des Hartz-IV-Systems. Peter Nowak erinnert in einem [Nachruf](#) im Neuen Deutschland an Anne Alex. Im Archiv-Bereich findet ihr ihre kritische Würdigung von Gisela Notz „Kritik des Familismus“.

„Hey, ich kann nicht mitkommen, ich kann es mir nicht leisten“



Interview mit Lena Hezel

Mädchen und junge Frauen* sehen sich heutzutage mit einer Vielzahl von gesellschaftlichen Krisen konfrontiert. Was kann die Soziale Arbeit hier tun? Beobachtungen einer Sozialpädagogin.*

kritisch-lesen.de: Hi Lena, Du arbeitest seit vielen Jahren in einem Mädchen*Zentrum in einer süddeutschen Kleinstadt. Wenn du es auf einige wenige Worte herunterbrechen müsstest: Was bedeutet Erwachsenwerden heute – und warum ist es wichtig, Jugendliche dabei zu begleiten?

Lena: Derzeit arbeite ich hauptsächlich mit den zwölf bis 20-jährigen Mädchen* – oder eher jungen Frauen*. Oft stecken sie in einer besonderen Lebenssituation: Die allermeisten sind geflüchtet, sie sind selbst über gefährliche und schwierige Wege hierhergekommen und haben oft überhaupt kein Supportsystem. Ihnen fehlen Anlaufstellen und sie sind auch schwer für die Angebote sozialer Arbeit erreichbar, weil sich viele hauptsächlich zwischen Schule und Zuhause bewegen. In vielen Fällen ist unsere Einrichtung tatsächlich ihre einzige Anlaufstelle – und damit sind wir oft auch die einzigen Ansprechpersonen für sie. Andere Angebote, die es von der Sozialen Arbeit gibt, sind meist viel zu hochschwellig. Zu uns kommen sie, weil wir eine Einrichtung nur für Mädchen* und Frauen* sind, weil wir ihnen einen Schutzraum bieten und sie mit all ihren Anliegen zu uns kommen können.

Um welche Themen geht es dann?

Die jungen Frauen* kommen eigentlich mit allem Möglichen an: Von Schulproblemen über Fragen zu Sexualität, Gesundheit, Freundschaft, Zukunft, also eigentlich alles, was man sich vorstellen kann. Ich würde sagen, viele Themen sind typische Themen des Erwachsenwerdens. Aber sie beinhalten immer auch noch andere Ebenen, zum Beispiel die Fluchterfahrung, die Armutserfahrung, Umgang mit Jobcenterbriefen, Rassismuserfahrungen und so weiter. Das macht alles insgesamt viel schwieriger zu bewältigen, gerade wenn man kein Supportsystem hat, oder auch keine Personen, mit denen man offen reden kann. Zum Beispiel zum Thema Sexualität, das ist einfach so oft ein krasses Tabuthema. Sie brauchen an vielen Punkten einfach Aufklärung und Personen, denen sie offen Fragen stellen können. Insgesamt würde ich sagen, dass das Erwachsenwerden bei den Jugendlichen, mit denen ich arbeite, schon eher mit vielen strukturellen Hindernissen und Schwierigkeiten verbunden ist. Im Gegensatz zu anderen Jugendlichen, etwa die hier aufgewachsen sind, die vielleicht keinen Rassismus erfahren, genug Geld zur Verfügung haben, ein Elternhaus, das sie supportet und die gut in der Schule sind, müssen sie unter erschwerten Bedingungen erwachsen werden.

Du hast die Besonderheit angesprochen, dass es sich bei eurer Einrichtung um einen Schutzraum handelt, in dem die Jugendlichen leichter andocken und auch spezifische Themen besprechen können. Kannst du noch mal herausstellen, wie eure Räume das konkret für die Mädchen* ermöglichen?

In unserer Konzeption ist festgeschrieben, dass wir uns an der Lebenswelt der Mädchen* und jungen Frauen* orientieren. Das heißt, dass sie die Themen vorgeben, und wir begleiten sie. Dahinter steht die feministische und politische Haltung, dass sie quasi selbst die Expertinnen in ihrer Lebenswelt sind und sie letztlich auch die Entscheidungen treffen, die für sie passen. Was wir

machen können, ist da sein, zuhören, miteinander sprechen, Optionen und verschiedene Wege aufzeigen – und sie dann unterstützen in dem Weg, für den sie sich entscheiden. Selbst dann, wenn ich persönlich vielleicht denke, dass das jetzt nicht genau der richtige Weg ist. Das ist das, was wir machen können. Natürlich, wenn es zum Beispiel um Zwangsverhältnisse oder gewaltvolle Verhältnisse oder ähnliches geht, dann handeln wir auch. Dann schauen wir natürlich, wo der Kinderschutz verletzt wird. Abseits davon ist der Rahmen aber einfach der, den die Mädchen* und jungen Frauen* selbst vorgeben.

Wenn du eine Gemeinsamkeit der jungen Frauen, die zu euch kommen, benennen würdest, was sie – vielleicht in Abstufungen – allesamt benötigen, was wäre das?

Einfach einen Raum haben – Raum haben im wörtlichen und im übertragenen Sinne, einen Raum, der ihnen gehört, wo sie sich sicher und wohl fühlen, wo sie sich auch zu Hause fühlen. Das sagen auch viele: dass es ihr Zuhause ist. Es meint auch einen Raum, wo sie sprechen können, wo sie gehört werden und wo sie wissen: da ist jemand, der hört zu. Das kann man sich zum Beispiel so vorstellen: Ich stehe hinter der Theke und mache Tee, und sie kommen nach der Schule und setzen sich an die Theke. Sie erzählen mir, wie ihr Tag war – und oft ist es einfach nur dieses Zuhören oder einfach ein normales Gespräch führen. Und manchmal kommen dabei auch Themen hoch, bei denen ich merke: „Ah, okay, krass! Da müsste man vielleicht noch mal genauer drüber sprechen!“. Ich schlage dann vor, dass wir uns einzeln treffen können.

Und wenn man die jungen Frauen* fragen würde, was für sie zentral ist, würden sie vermutlich auch einfach sagen: einen Raum haben, wo jemand da ist und zuhört – manchmal auch, wo sie für sich sein können, wo sie einfach chillen und WLAN benutzen können, auf einem Sofa liegen und eine Serie gucken können. Zu Hause haben sie diese Möglichkeiten oftmals nicht. Viele von ihnen wohnen sehr beengt, sodass sie eigentlich gar keine Privatsphäre haben. Ohne das zu pauschalisieren, viele wachsen ziemlich kontrolliert auf. Sie dürfen dann zu uns kommen, weil die Eltern uns vertrauen und wissen, dass wir einen sicheren Rahmen bieten. Zum Teil haben die Mädchen* zu Hause auch super viele Aufgaben, viele Geschwister oder Haushalt, Kinderbetreuung, Behördengänge. Wie gesagt, das kann man nicht pauschalisieren, aber bei vielen trifft es schon zu. Vor allem für die Mädchen* wird es restriktiver, wenn sie Teenager und junge Frauen* werden.

Dass die Eltern eurer Einrichtung vertrauen ist enorm wichtig, damit die Jugendlichen überhaupt zu euch kommen können. Aber warum, glaubst du, vertrauen die Jugendlichen euch?

Das ist ganz, ganz viel Beziehungsarbeit. Zum Teil dauert es auch lange, bis sie mir vertrauen. Ich kenne die meisten schon über viele Jahre hinweg. Da sitzen sie zum Beispiel immer an der Theke und erzählen, wie es in der Schule war – und dann plötzlich, nach Jahren, kommen andere Themen auf, die schon immer dagewesen sind. Aber das dauert so lange, bis man dieses Vertrauensverhältnis hat. Ich versuche schon, ihnen auf Augenhöhe zu begegnen und trotzdem braucht es viel Zeit. Da hilft mir auch, mir immer wieder zu vergegenwärtigen, was es für ein Geschenk ist, dass ich einen Einblick in ihre Lebenswelt erhalte, dass ich mitbekomme, wie sie aufwachsen, was sie denken und was sie umtreibt.

Ich würde zudem sagen, dass es auch mit meiner eigenen Geschichte zusammenhängt, warum sie mir vertrauen. Ich gehe den Mädels gegenüber ziemlich offen damit um, dass ich in meiner Jugend auch erfahren habe, was es heißt, Menschen zu verlieren und ganz plötzlich durch schlimme Erlebnisse erwachsen zu werden. Ich wurde kurz nach meinem 19. Geburtstag Vollwaise und auch davor hatte meine Jugend sehr viel mit Krankheit und Verlust zu tun. Das kann man jetzt nicht unbedingt damit vergleichen, in einem Kriegsgebiet aufzuwachsen. Aber trotzdem gibt es dabei Anknüpfungspunkte: Die Erfahrung gemacht zu haben, sehr schnell auf sich gestellt zu sein, früh sehr viel Verantwortung zu übernehmen. Also nicht wie viele andere im selben Alter Dinge zu überlegen wie „Ach cool, wo mache ich mein Work & Travel nach der Schule?“, sondern eher zu

denken: „Wie komme ich jetzt klar, und wie kann eine Zukunft überhaupt aussehen?“ Dazu gehört zum Beispiel auch, dass ich mit wenig Geld aufgewachsen bin. Wenn wir auf diese Themen kommen, dann bin ich ihnen gegenüber sehr offen. Ich glaube, das hilft in der Beziehungsarbeit. Es gibt also Ebenen, auf denen ich gut mit den Jugendlichen relaten kann oder gut mit ihnen sprechen kann, weil sie auch wissen, dass ich ähnliche Erfahrungen gemacht habe.

Hältst du also nicht viel davon, eine professionelle Distanz zu den Jugendlichen zu halten?

Doch, das braucht man schon. Manchmal wissen die Mädels auch nicht genau, was eigentlich mein Job ist (langes Lachen). „Ey, was arbeitest du eigentlich?“, sie denken dann ich chille den ganzen Tag hinter der Theke, als wäre es eine Art Freizeitbeschäftigung. Ich stelle deshalb auch regelmäßig klar, dass es ein – und mein – Job ist; dass es zu meinem Job gehört, sie zu begleiten und für sie da zu sein. Und dass es dabei auch Grenzen gibt. Vor allem während der Corona-Pandemie wurde das tatsächlich zum Problem, weil wir uns einfach nicht mehr gesehen haben, sondern ganz viel über Handy und Whatsapp lief. Einige waren in dieser Zeit mit krassen Krisensituationen konfrontiert und hatten keine Ansprechpersonen. Damals hatte ich noch kein Diensthandy, sondern nur mein privates Telefon. Da habe ich dann etwa im Whatsapp-Status gesehen, dass sich jemand selbst verletzt hat. Stell dir vor, das ist dann mitten in der Nacht – und da habe ich natürlich unmittelbar reagiert und geschrieben „Geht's dir gut, alles klar?“. Oder es gab und gibt auch immer wieder Jugendliche, die mir sagen: „Ich will eigentlich gar nicht mehr leben“. Man schaltet nicht einfach das Handy aus, wenn man weiß, im Zweifelsfall wäre man vermutlich die Person, die sie anrufen würden. Es ist auch passiert, dass ich dann die Person war. Da fällt es schwer, eine Grenze zu ziehen. Ich musste lernen, den Jugendlichen zu sagen: „Ich bin für euch da, aber ich bin auch nicht rund um die Uhr für euch da. Ihr könnt mir schreiben, aber ich hab' mein Handy am Wochenende und auch abends aus, und ich melde mich, sobald ich eure Nachrichten sehe.“ Das war – auch für mich – ein Lernprozess. Im Moment gelingt es ganz gut, würde ich sagen. Klar: Man muss natürlich immer schauen, was man von sich selbst preisgibt und was nicht. Insgesamt versuche ich, relativ offen zu sein, weil ich die Erfahrung gemacht habe, dass dadurch das Vertrauensverhältnis gestärkt wird.

Du hast vorhin auch das Aufwachsen in Armut als einen ganz wichtigen Faktor benannt, der auf viele der Jugendlichen, die in den vergangenen Jahren in eure Einrichtung gekommen sind, zutrifft – und der ja auch weit mehr junge Menschen betrifft, als die Mehrheit hier in der bundesdeutschen Gesellschaft glaubt. Wie äußert sich die ökonomische Lage oder wie äußert sich die Klassenzugehörigkeit im Kontext des Heranwachsens?

Es hat immens viele Folgen. Armut führt zu einer Art von Isolation, weil man einfach ganz wenig an der Gesellschaft teilhaben kann. Gleichzeitig ist es sehr oft ein schambehaftetes Thema. Das führt dazu, dass die jungen Leute selbst untereinander, wo es eigentlich allen so geht, den Freund*innen nicht sagen: „Hey, ich kann nicht mitkommen, ich kann es mir nicht leisten“, oder „Ich kann nicht mit euch heute Eisessen gehen, weil ich das Geld dazu nicht habe“. Ich habe im letzten Jahr eine Empowerment-Gruppe für Jugendliche, die von Armut betroffen sind, aufgebaut. Darin haben wir zum ersten Mal wirklich offen über diese Themen gesprochen. Es war eine wichtige Erkenntnis, als alle gemerkt haben, anderen geht es ja genau wie mir! Das war ein ganz bestärkender Moment. Wir konnten ein Bewusstsein bei den Einzelnen schaffen, dass sie nicht mehr denken „Ich bin selbst daran schuld“, oder „Ich habe mich nicht genug angestrengt“ oder diese typischen Mythen, die halt so kursieren. Aber natürlich konnten und können wir mit dieser Empowerment-Gruppe nichts an den strukturellen Verhältnissen ändern.

Inwiefern wirken sich die strukturellen Verhältnisse konkret auf „deine“ Jugendlichen aus?

Die Jugendlichen, mit denen ich arbeite, sind sowieso schon von so vielen Dingen ausgeschlossen:

beispielsweise aufgrund ihrer starken Einbindung in die ganzen familiären Aufgaben. Schon die regulären Sozialleistungen zu organisieren – oft auch noch für mehrere Familienmitglieder und an unterschiedlichen Stellen –, zehrt enorm. Das machen die Jugendlichen nämlich sehr viel für die Eltern, weil sie diejenigen sind, die Deutsch können, auch gut deutsch lesen und schreiben können. Dadurch sind sie oft extrem belastet und gestresst, auf allen Ebenen. Das kostet so viel Energie, all die Anträge zu stellen! Den jungen Frauen* fehlt dann vielfach die Kapazität, sich noch zu engagieren oder politisch einzusetzen. Wenn dann solche Aufrufe kommen wie „Wir brauchen neue Jugendliche für den Jugendgemeinderat“, dann denke ich immer: Das ist so weit von der Lebensrealität dieser Jugendlichen entfernt, ihr werdet mit ziemlicher Sicherheit keine einzige Person davon gewinnen können! Sie haben keine Energie und keine Kapazitäten mehr, um sich auf irgendeiner abstrakten Ebene mit Politik zu befassen. Es gibt für sie keine Form der Teilhabe, die ihnen das ermöglichen würde, die Strukturen um sie herum sind zu ausschließend. Mein Eindruck ist, dass die Jugendlichen im Alltag ständig bei allem Möglichen auf Hindernisse stoßen, etwa was die Schule, was Nachhilfe, Unterstützung, irgendwo mitfahren, Teilhaben ganz allgemein betrifft. Natürlich kann man für die meisten Dinge irgendwo Hilfe beantragen. Aber oft geben sie dennoch irgendwann auf – es ist einfach zu mühsam und zu aufwendig, diese ganzen kleinteiligen Bildungs- und Teilhabepakete zu beantragen und zu 1.000 Stellen zu rennen. Und dann ist die Frist schon wieder abgelaufen, ehe eine Sache anfangen kann. Wirklich, auf einer individuellen Ebene bedeutet das so viel Stress, Ängste, doppelte und dreifache Belastungen.

Haben die jungen Frauen* dafür selbst ein Bewusstsein? Du hast ja vorhin berichtet, dass es in eurem Projekt eine Entwicklung gab, bei der sich die jungen Frauen über die eigene Lage bewusst wurden. Wenn du über eure Einrichtung hinausblickst, würdest du sagen, dass übergeordnete Probleme wie Klasse, Klassenabwertung, Sexismus, Rassismus unter Jugendlichen bearbeitet werden? Welche Veränderungen beobachtest du?

Das ist schwer zu sagen. Sie merken natürlich, dass ihnen all das widerfährt. Bei Rassismus und Sexismus existiert mittlerweile auch mehr allgemeines Wissen darum, dass es das gibt, und ich glaube, das fällt ihnen auch stärker auf. Aber was die Armutserfahrung betrifft, habe ich eher den Eindruck, dass sie viele Abwertungen krass verinnerlicht haben. Es wird ihnen einfach immer wieder gesagt, auch in der Schule. Da wird ihnen vermittelt, dass sie sich einfach mehr anstrengen müssten und somit irgendwie auch selbst schuld an ihrer Lage sind. Oder es gibt Situationen, in denen sie bloßgestellt werden, wenn sie irgendeine Art von Leistungen beziehen. In meinen Augen spielt die Schule eine sehr wichtige Rolle, und da gibt es oft sehr wenig Sensibilität. Wir versuchen, darüber natürlich mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen und diese Mythen aufzubrechen. Wir weisen auch immer wieder darauf hin, dass sie eigentlich krasse Stärken haben und das einfach ihr Weg viel, viel schwieriger ist. Aber die Mädchen* glauben es nicht immer. Sie haben viele von diesen gesellschaftlichen Erzählungen schon so verinnerlicht. Doch selbst wenn wir an den Punkt kommen, an dem klar wird, dass es nicht ihre Schuld ist, dann kommt als nächstes die Frage: „Und was können wir jetzt machen?“ Und dann können wir auch nicht viele Lösungen anbieten, das ist das Schlimmste. Da steckt man eben in diesen Strukturen fest.

Man kann nicht aus jeder Jugendlichen eine kleine Revolutionärin herauschnittzen, die sich gegen die Verhältnisse auflehnt...

Nein, vor allem nicht in der Lebenssituation, in der sie sich befinden. Wenn in der Schule über Armut gesprochen wird, dann ist es oft etwas, das es zwar gibt, aber irgendwo in Afrika – das Sprechen darüber ist dann auch gleich noch mit einer großen Portion Rassismus verbunden. Die Jugendlichen lernen, dass es arme Kinder in anderen Ländern gibt oder Kinderarbeit. Aber Armut in Deutschland ist kaum Thema, geschweige denn, wie sie aussehen kann: Dass man auch in Armut lebt, wenn man Sozialleistungen bekommt und dass das Existenzminimum hier nicht zum Überleben reicht. Das sind ja keine Dinge, die dir in der Schule vermittelt werden.

Wenn du an eine utopische Vorstellung von Erwachsenwerden für diese Jugendlichen denkst, was müsste oder sollte dann dazugehören?

Viele der jungen Frauen* hatten so was wie eine Kindheit oder Jugend eigentlich gar nicht und schon gar nicht eine unbeschwerte Kindheit oder Jugend. Die allermeisten sind in Kriegsgebieten aufgewachsen, sind über schwierige Wege nach Europa gekommen und dann waren sie hier. Und hier mussten sie mit ihren Vorgeschichten und in den hiesigen Verhältnissen plötzlich erwachsen werden. Mein Wunsch für sie ist deshalb, dass sie eine unbeschwerte Zeit haben können und dass sich gesellschaftliche und politische Strukturen verändern, um das zu ermöglichen. Das ist eine utopische Vorstellung, denn gleichzeitig merke ich immer wieder, dass das kaum möglich ist. Dabei wäre es so wichtig, damit sie auch öfter erkennen, welche außerordentlichen Stärken sie haben. Ich finde die Mädels ja immer mega beeindruckend, wirklich (lacht). Was sie so machen und wie cool sie sind – ich würde mir wünschen, dass sie das auch selbst mehr sehen können und auch dass es ihnen stärker von der Gesellschaft gezeigt wird. Denn das passiert einfach überhaupt nicht. Gerade als geflüchtete Person, weibliche Person, Person, die von Armut betroffen ist – und das dann auch noch alles kombiniert, da schlägt ihnen vieles entgegen, was sie entmutigt. Sie erfahren einfach so viele Abwertungen und sind mit so vielen Schwierigkeiten konfrontiert.

Da sind dann Räume wie dieser und die Beziehungen der Mädchen* untereinander umso wichtiger, oder?

Ja, das stimmt. Ich wünsche mir auch, dass es mehr von dieser Art Räumen gibt, wo die Jugendlichen ihre Themen besprechen können und in denen Solidarität entstehen kann. Wo man dann merkt, ich bin nicht allein! Es gibt andere, die haben ähnliche Erfahrungen gemacht; es gibt Menschen, die verstehen mich; es gibt Menschen, die denken nicht, ich bin an allem selbst schuld. Ich meine aber zudem, dass die soziale Arbeit da viel mehr leisten muss. Sie muss viel politischer werden. Von fachlicher Seite müssen diese Missstände stärker benannt werden, das passiert bislang einfach zu wenig. Wir können nicht einfach nur Armut irgendwie verwalten oder sagen, „Guck mal hier ist übrigens die Tafel und hier ist ein Umsonstladen, da musst du jetzt halt hingehen, sorry“, oder „Kauft mal öfter bei ALDI ein“ oder so. Dieses Verwalten ist eine Aufgabe, die wir viel zu oft viel und zu schnell übernehmen und schon gar nicht mehr hinterfragen. Damit meine ich die Soziale Arbeit insgesamt.

Du meinst, da braucht es dringend kritische fachliche Positionierung...

Ja, definitiv. Insbesondere, wenn es um Armut geht, dabei ist das ein Riesenthema für die Soziale Arbeit. Ich erlebe aber oft, zum Beispiel in Klassismus-Workshops, dass der Großteil dann doch vor der Systemkritik zurückschreckt. Immer wieder höre ich da von Teilnehmenden: „Hach ja, den Kapitalismus kann man ja auch nicht abschaffen“ oder „Da können wir ja jetzt eh nichts dran machen“. Dann wird zwar darüber gesprochen, was man hier und jetzt in seinem Jugendtreff umsetzen kann, zum Beispiel das Essen kostenlos anzubieten. Aber das große Ganze wird als unveränderlich abgetan: „So leben wir halt. So ist halt unsere Gesellschaft“. Und ja: Ich würde auch sagen, Veränderung ist ganz schön schwer; man muss da beim Einzelnen anfangen, zum Beispiel indem man ein Bewusstsein für die eigene Lage weckt. Und das kann auf unterschiedlichen Ebenen passieren: mit den Jugendlichen kann man ein Verständnis dafür erarbeiten, dass sie nicht selbst schuld sind oder versagt haben und dass Solidarität und Gemeinsamkeit Mittel sind, um sich gegenseitig zu stärken. Mit anderen Sozialarbeitenden kann man darüber ins Gespräch kommen, welche Rolle unsere Profession bei der Verwaltung von Armut spielt, wie wir uns kritisch positionieren können usw. Aber es ist ein mühsamer Weg und es wird immer Gegenwind geben.

* Das Interview führte Johanna Bröse.

Zitathinweis: kritisch-lesen.de Redaktion: „Hey, ich kann nicht mitkommen, ich kann es mir nicht leisten“. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1837>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

„Erwachsenwerden in Deutschland ist anders“



Kommentare von Pilotin, Aleyna und Amira

Erwachsenwerden ist nicht nur eine individuelle Entwicklung, sondern vor allem durch gesellschaftliche Strukturen herausgefordert. Drei Jugendliche berichten.

Essay von [Pilotin, Aleyna und Amira](#)

„In der Warteschleife“

Pilotin, 20 Jahre

Hier in Deutschland ist Erwachsenwerden anstrengend. Man hat kaum freie Zeit. Nichts ist mehr spontan wie früher, die meiste Zeit ist fürs Arbeiten oder Lernen eingeplant. Und es sind so viele Termine, um die man sich kümmern muss und eine solche Menge an Briefen! Ich muss mindestens zehn Briefe in der Woche beantworten. Weißt du, wie lange das dauert? Letzte Woche habe ich drei oder vier Tage nur mit Briefen und Anrufen verbracht, saß bei Behörden und so weiter. Das war sehr anstrengend. Und da zähle ich noch nicht mal die Zeit mit, in der ich darüber nachdenke, was ich tun muss, oder Angst habe, irgend etwas falsch zu machen.

Gerade bin ich 20 Jahre alt geworden. Ich bin vor kurzem umgezogen, in meine erste eigene Wohnung. Es war für mich aus vielen Gründen nicht mehr möglich, weiter mit meiner Familie zusammen zu wohnen. Es gab zu viele Probleme. Ich kann es manchmal noch nicht richtig glauben, dass ich meine eigenen vier Wände habe. Aber gleichzeitig ist alles so teuer, man braucht für alles Geld, und dann wird es schnell anstrengend. Ich bin jetzt auf einer Designschule und mache ein Fachabi. Da das eine Ausbildung ist, habe ich jetzt BAFÖG bewilligt bekommen. Zuvor habe jeweils am Monatsanfang Geld vom Jobcenter erhalten. Weil das andere Amt nun ja übernimmt, hat das Jobcenter sofort die Zahlung eingestellt. Das Problem ist, dass das BAFÖG erst am Monatsende ausgezahlt wird, und auch die neue Krankenversicherung und alles erst zu diesem Zeitpunkt beginnt. Die Krankenkasse hat zusätzlich auch ein Problem damit, dass meine Versicherung nicht über meine Eltern geht. Das ist richtig schwer, mich da durchzusetzen. Das Jobcenter weiß das alles, aber gibt dennoch keinen Cent zur Überbrückung. Sie lassen mich einfach einen Monat komplett ohne Geld, auch auf die Gefahr hin, dass ich die Miete nicht bezahlen oder nicht richtig essen kann. Und natürlich habe ich gerade Angst, dass ich dadurch die Wohnung wieder verliere. Ich habe überhaupt nichts ansparen können in meinem Leben, und wenn was Unvorhergesehenes passiert, sitze ich auf großen Problemen. Wenn man zum Beispiel einen Minijob hat, um neben dem Jobcenter-Geld noch etwas dazu zu verdienen, dann werden davon 80 Prozent einbehalten – man kann also überhaupt nicht herauskommen aus der Situation. Wie soll ich jemals überhaupt an einen Führerschein oder ähnliches denken? Ich habe das Gefühl, so viel meiner Zeit sitze ich wie in einer Warteschleife fest.

In Afghanistan wäre ich vermutlich nicht so lange in die Schule gegangen. Die Töchter in den großen Familien helfen viel, sie müssen alles können. Wenn du 12 Jahre alt bist, musst du schon in allem ein Profi sein. Die Erwartungen sind sehr hoch, da sagt niemand mehr, dass du ein Kind bist.

Du bist Kind und zack bist du erwachsen, es gibt da kein langsames Dazwischen.

Wenn ich an die Zukunft denke, dann fällt mir das gar nicht leicht. Mit Geld hat das enorm viel zu tun, aber auch noch mit weiteren Dingen. Zukunft macht mir Angst. Ich habe bisher das Gefühl, dass ich so wenig geschafft habe, dass andere es besser schaffen. Sie haben den Kopf freier und müssen sich nicht um alle möglichen Sachen gleichzeitig Gedanken machen. Ich habe jetzt zum Beispiel wichtige Termine für Klassenarbeiten und gleichzeitig schickt mir das Amt oder eine andere Institution auch Termine, die ich damit abstimmen muss. Ich habe immer Angst, Fristen zu verpassen. Ich kann noch gar nicht richtig planen, wie meine Zukunft aussieht, und ich frage mich ein bisschen, ob das irgendwann anders wird.

Ich habe neulich das Buch von Christian Baron gelesen: „Ein Mann seiner Klasse“. Das Ende seines Buches passt total dazu. Er wollte studieren, er hat aber nicht immer alles sofort verstanden und ist nicht so gut mitgekommen. Die anderen Studenten hatten alles früh von den Eltern oder der bezahlten Nachhilfe gelernt – all das Wissen, das man braucht. Und er hatte dann immer das Gefühl, dass er dumm ist, und das war einfach nicht der Fall, sondern er hatte einfach nicht die gleichen Möglichkeiten wie die anderen. Ich glaube, bei mir ist das auch so. Irgendwann denkt man nach all den Problemen, dass man vermutlich wirklich nicht so gut ist. Die Erwartungen von außen sind auch oft krass, selbst für recht einfache Arbeiten. Auf der Ausbildungssuche habe ich mich zum Beispiel in einem Schuhgeschäft beworben, da wollten sie, dass man sehr gut englisch spricht. Hier in dieser Kleinstadt, und ich kann ja auch so viele andere Sprachen. Den Platz habe ich dann nicht erhalten. Jetzt mache ich die Ausbildung woanders, aber wer weiß... Mein Traumberuf war von klein auf Pilotin. Mein Papa hat mich auch immer so genannt: Pilotin. Wenn du über mich schreibst, nenn' mich doch auch so. Und wer weiß, vielleicht klappt es ja doch noch irgendwann?

„Erwachsen werden hat viel mit Respekt zu tun“

Amira und Aleyna, 14 Jahre

Amira: Aleyna und ich sind Zwillinge. Wir sind vor ein paar Jahren mit unserer Familie aus Syrien nach Deutschland gekommen. Richtig vorstellen, wie wir in Syrien aufgewachsen wären, kann ich mir nicht. Vermutlich hätten wir noch mehr Aufgaben übernehmen müssen, also mehr für die Gemeinschaft machen, vor allem zuhause. Vermutlich würde ich in ein paar Jahren heiraten, also mit 18 Jahren oder so. Wäre ich ein Junge, hätte ich schon angefangen zu arbeiten. Von meiner Familie habe ich gehört, dass nicht alle Kinder lange zur Schule gehen könnten, alles dafür ist sehr teuer: Schulmaterial, Kleidung und so weiter. Unser Vater hat zum Beispiel schon während der ersten Klasse angefangen, nebenher zu arbeiten und dann in der 6. Klasse mit der Schule aufgehört. Andere Teile unserer Familie sind aber weiter zu Schule gegangen, wir haben Apotheker, Ärztinnen und so weiter bei uns.

Aleyna: Erwachsenwerden in Deutschland ist schon anders. Wenn ich so nachdenke, finde ich es wichtig, dass wir hier zu Schule gehen können. Oder zumindest die Entscheidung selbst fällen können, die Schule weiterzumachen oder abzubrechen. Diese Wahl hat man nicht überall.

Amira: Ich denke, dass man an seinen eigenen Eltern gut sehen kann, was Erwachsensein heißt. Unsere Mutter könnte ja auch nur auf sich selbst achten, sie denkt aber gleichzeitig für fünf andere Personen, also unsere Familie mit, nicht nur für sich – also, sich um andere Menschen und viele Dinge gleichzeitig kümmern. Wenn man älter wird, muss man sehr viel mehr Verantwortung tragen, das lerne ich gerade. In der Schule bereitet uns das Fach WBS (Wirtschaft, Berufs- und Studienorientierung) aufs Erwachsenenleben vor. Es wird uns erklärt, wie wir gut wirtschaften und unsere Zeit einteilen, das heißt dann Geldnutzen und Zeitnutzen. Gut planen können muss man ja, wenn man erwachsen ist. Ich finde das Fach gut, weil man da viel redet und diskutiert. Aber so richtig den Blick auf unterschiedliche Voraussetzungen und Lebensrealitäten gibt es nicht. So haben wir zum Beispiel bei unserer letzten Sitzung darüber geredet, dass es Menschen gibt, die

ganz viel arbeiten, aber sehr wenig Geld bekommen. Als es darum ging, wo das so ist, dann war das außerhalb von Europa, in Asien oder so. In Deutschland denkt man, dass jeder gut verdient. Hier im Land werden schlechtbezahlte Arbeiten oder Armut nicht so gesehen. Die Leute denken gegenseitig über sich, ja, das schaffen die anderen bestimmt, ich hab's ja auch geschafft. Auch wenn das nicht so stimmt.

Aleyna: Was ich cool finde am Erwachsenwerden, ist, dass man mehr respektiert wird. Ich begleite unsere Eltern ziemlich häufig zu Terminen bei Behörden zum Übersetzen. Dort werde ich ganz oft gesiezt, ich werde da ernster genommen als in der Schule. Man traut mir zu, alles richtig zu übersetzen, und diese ganzen Anträge und Blätter gut auszufüllen. Ich glaube, die meisten unserer deutschen Mitschüler:innen würden da überhaupt nicht durchblicken.

Amira: Ja, das mit dem Ernstnehmen ist sehr wichtig. Ich durfte beim Volleyball und anderen Nachmittagsangeboten der Schule öfter nicht mitmachen. Ich hab Diabetes. Die Schule, beziehungsweise die Lehrerinnen haben immer wieder über meinen Kopf hinweg entschieden, wo ich mitmachen darf. Einmal wurde in der Aula ein Film gezeigt, es war sogar ein Film, den Aleyna und ich auf DVD mitgebracht hatten. Mich haben sie nicht mitschauen lassen, sie sagten, ich solle mich raus auf den Flur setzen, wegen der Krankheit. Der Film war ab null Jahren. Ich saß dann über eine Stunde auf dem Flur. Irgendjemand rief meinen Vater an, damit er mich abholen kommt. Und als er dann kam, bin ich mit meiner Schwester vor zum Abspiegelgerät. Wir haben auf „Eject“ gedrückt und die DVD einfach wieder mitgenommen, dabei waren die noch mitten im Film. Sollen sich die Lehrerinnen was anderes mit den Schülern ausdenken, hab ich gedacht. Seitdem lasse ich mir nie wieder was sagen.

Aleyna: Generell habe ich viele schlechte Erinnerungen an die Schule. Ich wurde nie wirklich von den Schüler:innen gemobbt, aber von den Lehrer:innen. In der Grundschule haben uns die Lehrer:innen einen komischen Spruch nach dem anderen gedrückt. Sie lassen wirklich oft ihre Laune an einem aus, und die anderen Lehrer:innen glauben einem nicht, wenn man es ihnen erzählt.

Amira: Also auch über die Gemeinschaftsschule könnte man eine Reihe von Büchern schreiben. Man denkt noch, man hat den besten Tag erwischt, wenn man einen netten Lehrer findet, und zwei Tage später ist der aber auch plötzlich wieder gemein. Ich habe mir geschworen, nie wieder einen Lieblingslehrer zu finden. Einmal hatte ich zwei Lehrerinnen, die eine war sehr rassistisch, und ich habe das dann der anderen erzählt. Sie meinte, ich könne ihr vertrauen, das bliebe unter uns, sie schaue, was sie machen kann. Einen Tag später kam die rassistische Lehrerin auf mich zu und hat mich zur Rede gestellt. Sie sagte, ich könne doch nicht einfach so in die Welt setzen, dass sie rassistisch wäre. Sie hat mir mit der Polizei gedroht und so weiter. Das war letztes Jahr, da war ich 13 Jahre, also noch gar nicht strafmündig. Sie meinte, wenn ich nochmal so was sage, zeige sie mich an. Meine Eltern sagten mir, dass ich ihr das nächste Mal antworten soll, ich zeige sie dann auch an, wegen Bedrohung. Zum Glück unterstützen sie mich bei so etwas.

Aleyna: Der Wechsel ist auch interessant: In der Grundschule werden oft kleine Streitereien zwischen Kindern geschlichtet. Dann wechselt man auf die weiterführende Schule und alles dreht sich um 180 Grad. Die meisten Streits sind nicht zwischen Schüler:in und Schüler:in, sondern zwischen Schüler:in und Lehrer:in. Stell dir vor, dann kommen in der 6. Klasse Polizisten, die mit uns über Mobbing zwischen Schüler:innen sprechen wollen. Und dann sitzt nickend die Lehrerin, die selbst als ärgste mobbt, als Aufsichtsperson hinten im Klassenzimmer. Eine Lehrerin, die unsere Eltern schlecht macht, die mir einmal gesagt hat, sie sei sich zu 100 Prozent sicher, dass ich in der Zukunft mal lesbisch werde, oder die im Ethikunterricht bei der Frage, wo wir einkaufen, meinte, zu Lidl gingen nur Leute, die nichts erreicht haben. Neben uns saß ein Mädchen, dass bei Lidl arbeitet, und die wurde richtig rot. Kaum war jetzt die Polizistin wieder weg, hat noch nicht mal die Tür richtig zu, da schreit uns die Lehrerin schon wieder an. Mit der Polizei im Zimmer sagt sie davor noch, dass sie alle Seiten anhört und so weiter, dass vieles oft Missverständnisse seien. Das war

wirklich eine absurde Situation.

Amira: Man muss den Lehrern wirklich einen Kurs für Respekt verordnen. Und nun soll unsere Schule demnächst so eine Antidiskriminierungsmedaille bekommen, das ist wirklich kaum zu glauben. Sie sind kurz davor. Eine Lehrerin hat uns gesagt, ja, wir gehen zu jeder Klasse und sagen, sie sollen respektvoll miteinander umgehen, wenn die Beobachter da sind. Und ich so: Und dann, was folgt dann?

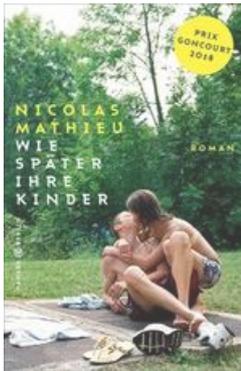
Erwachsen werden hat viel mit Respekt zu tun, das finde ich in jedem Fall. Später will ich eigentlich etwas mit Medizin machen, auch wegen meiner Diabetes. Das habe ich einmal im Unterricht gesagt. Eine Lehrerin meinte dann, mach das lieber nicht, mach etwas, was für dein Niveau geeignet ist. Und seitdem denke ich immer wieder darüber nach und bin unsicher ob ich mir das zutrauen kann. Ich bin schon auch ein Mensch, der sich schnell mal ablenken lässt – wenn ich mal eine schlechtere Arbeit zurückbekomme, denke ich: Ja, Mensch, da hatte die Lehrerin wohl recht. Das sitzt irgendwo tief in meinem Hinterkopf. Sie hat mir übrigens nicht mal gesagt, für was sie mich geeignet hält, obwohl ich nachgefragt habe.

Aleyna: Ich lasse die Zukunft ein bisschen auf mich zukommen und lasse mich überraschen. Jedes Mal, wenn ich darüber nachdenke, habe ich einen neuen Traumjob. Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, auszuwandern, vielleicht nach Korea. Und etwas mit Sprachen zu machen, weil ich gerade dabei bin, meine fünfte Sprache zu lernen. Ich glaube aber, dass es zu mindestens 30 Prozent nichts wird, weil ich nicht so weit weg sein will von meiner Familie. Und hier in der Region gibt es ja auch schöne Sachen. Ein guter Abschluss ist meiner Familie sehr wichtig, sie wollen sehr, dass ich das schaffe und eine gute Arbeit finde. Auch etwas mit Medizin oder eine Arbeit im Büro – ich finde das persönlich jetzt nicht so spannend, aber ich möchte meine Eltern stolz sehen.

Protokoll von Johanna Bröse.

Zitathinweis: Pilotin, Aleyna und Amira: „Erwachsenwerden in Deutschland ist anders“. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1833>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Fuck hope, do dope



Nicolas Mathieu
Wie später ihre Kinder
Roman

Erwachsenwerden im sich deindustrialisierenden Nordosten Frankreichs der 90er Jahre: Anstatt eine Welt zu gewinnen, heißt es Zeit totschiagen.

Rezensiert von [Tilman von Berlepsch](#)

Es verspricht ein heißer Sommer zu werden in der fiktiven französischen Kleinstadt Heillange. Die Laune der Jugendlichen steht und fällt mit der Versorgungslage von Gras aus dem Nachbarort. Nirvana und Grunge wird erst langsam abgelöst vom Hiphop. Die Zeit wird totgeschlagen mit Abhängen am See und Poolparties, wenn die Eltern der wohlhabenderen Freunde mal ausgeflogen sind. Die ersten Erfahrungen mit romantischer Liebe und jugendlicher Brutalität spielen sich ab zwischen Landstraße, Zeltplatz und Dorffest. Krise, Armut und Sozialabbau sind allgegenwärtig, ohne Thema zu sein. Wir erfahren davon eher am Rande, zum Beispiel in Gestalt des Bürgermeisters, der lieber über die Zukunft als über die Vergangenheit redet. Was die jungen Menschen in Heillange eint: der Traum, sich aus dem Staub zu machen.

In dem 2018 mit dem Prix Goncourt preisgekrönten Roman „Wie später ihre Kinder“ zeichnet Nicolas Mathieu eine Coming-of-Age-Geschichte für Erwachsene, die das Lebensgefühl der 90er Jahre in seiner Widersprüchlichkeit erfahrbar macht.

Von Kiffern, Mopeds und Fußball-WM

Nirvanas „Smells Like Teen Spirit“ dient dem Roman als Soundtrack einer Generation von Krisenverlierern, billiges Bier saufenden Kiffern auf Mopeds.

„In Berlin war eine Mauer gefallen und der einsetzende Frieden hatte etwas von einer Dampfwalze. In jeder Stadt in dieser deindustrialisierten, gleichförmigen Welt, in jedem abgehängten Kaff versuchte die Jugend, die keine Träume mehr hatte [...] Melancholie in Wut zu verwandeln, Depression in Dezibel. Das Paradies war endgültig verloren, die Revolution würde nicht kommen. Ihnen blieb nur der Lärm.“ (S. 52)

Anthony und Hacine, zwei Jugendliche aus unterschiedlichen Kreisen und mit unterschiedlichen Geschichten geraten – mehr aus Versehen – aneinander. Über drei Sommer in den 1990ern begegnen sie sich immer wieder, brüderlich verfeindet über das Schicksal eines Motorrads, das bald die Gefühlswelten der beiden und ihrer Väter bestimmen wird. Als 1998 ganz Frankreich ins patriotische Fußball-WM-Fieber taumelt, führt in der Welt der Kleinstädte ohne Fluchtperspektive am Wiedersehen der Beiden kein Weg vorbei.

Mathieu beschreibt ein Erwachsenwerden in zweierlei Hinsicht: das materielle und das emotionale Erwachsenwerden. Das eine passiert, weil es passieren muss. Geld verdienen und finanzielle Unabhängigkeit sind Notwendigkeiten in den unteren Klassen. Schon allein aus familiärer Verpflichtung heraus. Das andere Erwachsenwerden wird sich hart erarbeitet. Emotionale Reife erlangt man nur durch den immer wiederkehrenden Ablauf von Versuch und Scheitern und

Wiederversuchen. Die Reflexionsphasen dazwischen werden länger. Verstand und Geist wachsen, werden Erwachsen.

Das Privileg, ein Leben ohne Privilegien zu kennen

Das materielle Erwachsenwerden wird durch das Bewusstsein erlangt, es eventuell nicht besser zu haben als die eigenen Eltern, auch nur ein Rädchen der Zeit zu sei, ein Stein im babylonischen Turm der Generationen.

„Die Männer redeten wenig und starben früh. Die Frauen färbten sich die Haare und verloren nach und nach ihren Optimismus. [...] Sie wurden entlassen, geschieden, betrogen und bekamen Krebs. Sie waren ganz schön normal, und alles andere kam sowieso nicht in Frage. So wuchsen die Familien wie Pflanzen auf einem Boden aus Wut.“ (S. 15)

Anthony wächst auf zwischen Industrieruinen und Schloten, die nur noch in den Köpfen weiterrauchen. Doch die Arbeiternostalgie der Stahlmänner und ihrer guten alten Zeit hängt ihm schon lange zum Halse raus: „Alle, die damals noch nicht gelebt hatten, bekamen das Gefühl etwas verpasst zu haben.“ (S. 175) Doch auf die Industrie folgte wenig. Der vielfach beschworene Dienstleistungssektor bescherte Arbeitsplätze und Perspektive in anderen Teilen des Landes. Heillange blieb nichts als die Vergangenheit. Nun bestimmte ein anderer Sektor: „Der Drogenhandel ähnelt der Schwerindustrie von früher [...] die kleinen Dealer waren an die Stelle der Fabrikarbeiter getreten.“ Doch „[d]ieses neue Proletariat berief sich mehr auf die Betriebswirtschaft als auf das letzte Gefecht“ (S. 226).

Hacine fängt an zu dealen, Anthony schlägt sich mit prekären Jobs im Servicebereich durch. Beide werden materiell unabhängig, erwachsen. „Er [Anthony] lag niemandem auf der Tasche, er machte sich nützlich, war unzufrieden, gehörte zur ausgebeuteten Mehrheit, zur Masse, die zu allem fähig war, und glaubte doch, nichts bewegen zu können.“ (S. 402) Schlüsselkinder, die Eltern mit Geldnöten erlebt haben, denen der Materialismus unfreiwillig in die Wiege gelegt wurde, zwangsweise schneller erwachsenwerdend, früher eingetaucht in die Arbeitswelt, dafür frei von elterlichem Leistungszwang und Karrieremantras. Kids dieser prekarierten Mittelschicht müssen sich nicht erst beweisen durch einen soliden Studienabschluss und Lebenslauf. Sie sind frei vom Zwang, den elterlichen Leistungsansprüchen zu genügen. Sie dürfen einfach sein, sind sofort vollwertiges Mitglied der Gesellschaft mit allen Pflichten und Ansprüchen. Das ist das Privileg, ein Leben ohne Privilegien zu kennen.

In dieser Beschreibung des materiell Erwachsenwerdens beobachtet Mathieu Unterschiede in den Gefühlswelten von materiell Prekären und dem Bürgertum, die in der Literatur auch von Jack London bis Édouard Louis aufgezeigt wird: Als Mitleid mit denen, die Dinge als selbstverständlich achten und sie nicht vollumfänglich genießen können. Édouard Louis entdeckte sogar Gefühle in bildungsbürgerlichen Haushalten, die er von zuhause gar nicht kannte. Nicht mal die Existenz dieser Gefühle war ihm bewusst: „Melancholie, Exaltation, Lethargie“ seien „bürgerliche Erfindungen“. Dafür hätten Bildungsbürger Probleme, Gefühle auszudrücken wie Wut oder Mitgefühl. „In jedem Gefühl ist immer auch seine mögliche Eskalation angelegt“ (Louis 2022, S. 89): Liebe zu wahnhafter Eifersucht, Sorge zu Angst, Vorurteile zu Hass. Zu lernen, diese Eskalation zu beherrschen, ist die weitaus schwierigere Herausforderung für das Erwachsenwerden. Der Konflikt über Gefühle und Identität in einer Abstiegs-gesellschaft zwischen Arbeiteridentität und prekärer abstiegsgefährdeter Mittelklasse zeichnet die Männer unserer westeuropäischen Generation aus, deren Schreiber Mathieu und Louis sind und die mit Christian Baron auch nordöstlich der Rheingrenze einen Vertreter haben. Dieser Identitätskonflikt ist angesichts der durch Sozialisierung antrainierten emotionalen Hilflosigkeit ein speziell männliches Dilemma. Möglicherweise tun sich deswegen viele Männer mit dem Erwachsenwerden schwerer. Sie bilden Männergruppen, geben ihren Cliquen Namen und schaffen Traditionen, um ihre Jugend zu konservieren. Was von außen chauvinistisch wirkt und auch leicht dahin abdriften kann, ist

häufig einfach nur der Versuch der Männerseelen, die eigene Hilflosigkeit abzustreifen.

Doch anders als bei Louis und Baron wird bei Mathieu Männlichkeit und ihre toxische Ausprägung eher implizit als explizit thematisiert. In einer sich über mehrere Jahre hinziehenden Romanze erlebt Anthony alles, von schüchterner Verliebtheit über unbeholfenes Dominanzgebaren bis hin zu unterdrücktem Schamgefühl: „Mehrere Tage versuchte er sich einzureden, dass er sie gefickt hatte. Aber es war umgekehrt.“ (S. 297) Auch Hacine wird zum Mann, ohne emotional erwachsen zu werden: „Typen wie er konnten eine Betonplatte gießen oder 2000 Kilometer Autofahren, ohne zu schlafen, aber es war ihnen unmöglich eine Einladung zum Essen auszusprechen.“ (S. 351)

Aufbegehren gegen den Fatalismus

Bei aller Tristesse und nachdenklicher Melancholie, die sich durch das Werk zieht, die aber auch das Markenzeichen Mathieus ist, schafft er es immer wieder, die Schönheit von Momenten herauszuarbeiten und zu beschreiben. Besonders gelingt ihm, das Gefühl einer Gegenwart einzufangen. In der Retrospektive wird sie von uns häufig romantisch nostalgisch verklärt, doch Mathieu schafft es, diese Momente Momente sein zu lassen. Ohne Zukunft und Perspektive, ohne Vergangenheit. Das Gefühl der absoluten Gegenwart, dem viele Menschen rastlos entgegentlüchten. Mathieu ist brutal in der Beschreibung der Gesellschaft, jedoch versöhnlich mit ihren Hervorkömmlingen.

So muss mensch auch das dem Roman namensgebende Bibel-Zitat aus dem Alten Testament interpretieren, um nicht hoffnungslos an der Sinnlosigkeit der Existenz zu verzweifeln. „An andere aber denkt niemand mehr; es ist als hätten sie nie gelebt. Sie sind gestorben und vergessen, genau wie später ihre Kinder.“ (Jesus Sirach, 44,9) Das Erwachsenwerden als Aufbegehren gegen den Fatalismus. Jedes Leben als Fortschritt gegenüber den Vorherigen. Geschichte als kollektiver, aggregierter Fortschritt. Und doch bedeutet alles nichts. Und das ist ok.

Zusätzlich verwendete Literatur

Louis, Édouard (2022): Anleitung ein anderer zu werden. Aufbau Verlag, Berlin.

Nicolas Mathieu 2021:

Wie später ihre Kinder. Roman. Übersetzt von: André Hansen / Lena Müller.

Piper Verlag, München.

ISBN: 978-3-492-31575-3.

448 Seiten. 12,00 Euro.

Zitathinweis: Tilman von Berlepsch: Fuck hope, do dope. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1825>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Kinder(un)glück



Heide Lutosch
Kinderhaben

Eine Mutter kritisiert die erdrückenden gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen man heute Kinder bekommen und großziehen muss.

Rezensiert von [Thore Freitag](#)

Es gibt sie; jene Bücher, die bereits vor ihrer Ankündigung sehnhchst erwartet werden. „Kinderhaben“, der Bericht der 1972 geborenen Heide Lutosch, ist ohne Frage Anwärter auf diesen Titel. Und das, obwohl es in weiten Teilen ein ernüchterndes Buch ist. Nicht, weil es mehr verspricht als es halten kann. Es ist vielmehr sein Gegenstand, der Grund zur Ernüchterung gibt.

Lutosch gibt in 32 Episoden ungeschönt Auskunft über ihr Leben als Mutter in einer heterosexuellen Beziehung. Beim Kindhüten fühlt sie sich in den eigenen vier Wänden zunehmend isoliert, einsam und entfremdet. Der Berg an Sorgearbeiten bei zeitgleichem Anspruch, dem Kind Aufmerksamkeit und Liebe zu schenken, zerreißt sie innerlich. Zudem ist sie von Müttern und Eltern umgeben, die sich immer mehr einem bürgerlichen Familienidyll und dem Konsumismus hinzugeben scheinen, statt sich an ihren eigenen Bedürfnissen und Ideen zu orientieren. Auch Lutoschs Beziehung zu ihrem Partner leidet unter der Asymmetrie der Arbeitsverteilung, die sich für Lutosch zunehmend auch in einer emotionalen Schiefelage äußert. Von mütterlicher Zufriedenheit und Optimismus macht sich die Autorin frei. Man geht aus dieser Lektüre also nicht ohne eine gehörige Portion Zweifel am Konzept des (partnerschaftlichen) Kinderkriegens heraus.

Kinder ihrer Eltern

Obwohl es ein persönlicher Essay ist, schildert Lutosch auf zugleich bestechend analytische Weise die Erfahrungswelt vieler Mütter. Es geht um eine ganze Generation von Müttern, die sich aus ihrer eigenen (westdeutschen) Familiengeschichte heraus von ihren Müttern abgrenzen wollen. Man wollte vermeiden, in der Eintönigkeit des Hausfrauendaseins abzustumpfen und unglücklich zu werden. Es ging darum, sich selbst zu verwirklichen und trotzdem Kinder zu haben — auch, indem man die Sorgearbeit gerecht verteilt. Vieles davon ist Lutosch und ihrem Partner nicht gelungen und vieles wurde, damit es gelingt, von ihr mit Abgabe eigener Autonomie und Zeit bezahlt. Sie habe sich in ihrem Muttersein zusehends von sich und von der Mutterschaft selbst entfremdet, schreibt Lutosch.

Auch heute stecken (heterosexuelle) Mütter noch deutlich häufiger als ihre Partner für das Kind zurück und plagen sich mit der ungleichen Verteilung der Sorgearbeit. Immer noch ist die Frau verstärkt für den Haushalt verantwortlich und der Mann bleibt der Hauptverdiener. Es hat sich trotz steigendem Anteil von erwerbstätigen Frauen und von Vätern in Elternzeit scheinbar nicht viel an den Verhältnissen geändert.

Lutosch benennt aber auch die Siege der Zweiten Frauenbewegung. Zweifelsohne sind das zum Beispiel neue Familien- und Erziehungsmodelle. Dass Männer freiwillig von patriarchalen Privilegien Abstand nehmen und sich als Väter verstehen wollen, stellt Lutosch fast schon verwundert fest. Denn in den schwierigen Situationen der Care-Arbeit würde sie sich oft nur zu gerne in die Rolle des Patriarchen retten. Der könne schließlich nach dem Frühstück zur sinnstiftenden Arbeit aufbrechen, die Haushaltsarbeit meiden und zum Feierabend nach getaner Erwerbsarbeit noch in den Genuss des Familienlebens kommen.

Balsam der Kritik

Nur selten wird laut zur Sprache gebracht, dass der Weg der Sorge und Erziehung ein steiniger ist. Und vermutlich hört man noch seltener, dass dabei auch viele der eigenen Ansprüche und womöglich sogar ein Teil von einer*m selbst auf der Strecke bleibt. Lutosch hingegen ist nicht zimperlich: Sie ordnet nicht nur äußerst kritisch die eigene Elternschaft ein, sondern scheut auch nicht vor Kritik an anderen Müttern und Eltern. „Kinderhaben“ äußert somit auch eine Ablehnung des vorherrschenden und laut der Autorin ideologischen Verständnisses, wie man Kinder kriegt und hat, aber auch wie man sie umsorgt und großzieht.

Vielleicht zeigt sich gerade hieran der rasche Erfolg dieses kleinen Buches, dessen bisweilen schonungslose Kritik einen Nerv zu treffen scheint. Bereits kurze Zeit nach Erscheinen zieht es seine Bahn durch verschiedenste Milieus und wird angeregt diskutiert. Es ist Lutoschs Kritik des scheinbar Unkritisierbaren, die viele Menschen — ob mit oder (noch) ohne Kind — anspricht. Denn auch heute noch kommt es einem Tabubruch gleich, das eigene Kinderkriegen (und das der Anderen) kritisch zu betrachten. Ein Kind zu kriegen, ist Glück – und immer noch eine gesellschaftliche Norm. Über bestehende Probleme und Hürden des Kinderhabens zu sprechen, ist unangemessen. Gerade in der individualisierten Leistungsgesellschaft ist es für Mütter nur schwer möglich, das eigene Leid an der Familie zu artikulieren oder überhaupt zu ergründen. So hat „Kinderhaben“ gerade wegen seiner Ernsthaftigkeit und Rigorosität etwas Wohltuendes. Lutosch bedient sich zwar der marxistischen, feministischen und psychoanalytischen Theorie, doch seine Überzeugungskraft erhält der Text erst durch die Klarheit, mit der Lutosch ihre eigene Rolle als Mutter und als Frau in einer heterosexuellen Beziehung reflektiert.

Es sein lassen?

Was den Müttern bleibt, um nicht zu vereinzeln, demonstriert Lutosch ebenfalls: Es geht darum, den Frust, die Scham, die Wut und die Sorge um das Kind wie um sich selbst nicht herunterzuschlucken. Doch wie kann man seine Selbständigkeit in Anbetracht eines anhaltenden Abhängigkeitsverhältnisses behaupten oder stückweise wiedererlangen? Lutosch hat irgendwann angefangen, ihre „kostbare, kinderfreie Zeit“ (S. 95) zu verteidigen, um im Wortsinn bei Bewusstsein zu bleiben.

Der Kampf um die eigene Zeit stellt sich nach wie vor primär als ein Kampf um die gerechte Verteilung der Sorgearbeit dar. Doch ein Widerspruch des Kinderhabens bestehe laut Lutosch auf einer noch grundlegenderen Weise: Unter den aktuellen gesellschaftlichen Umständen wird all denen, die Kinderkriegen und Emanzipation zusammen denken, Widerstand entgegenschlagen. Ohne Enttäuschung und Erschöpfung geht es nicht. Selbst alternative Familienmodelle und Hausprojekte sind laut Lutosch nur teilweise und nie langfristig erfolgreich. Inseln der freien Erziehung fernab des Kapitalismus gibt es nicht.

Obwohl Lutosch in ihrem Buch aus der Erfahrung als Mutter schreibt, dreht sich die Perspektive manchmal um. Hier zeichnet der Essay ein nicht weniger erschreckendes Bild: Auch den Kindern bleibt ein Verhältnis zu den Eltern, das sich in Langfristigkeit, Geduld, Vertrauen und Zugewandtheit übt, allzu häufig versagt. Denn „Kinder sind langsam, irrational, nonverbal, sprunghaft, spontan, laut, uneinsichtig, verträumt und stur, und wer ihnen das nicht viel zu früh

und viel zu hart austreiben will, braucht viel Geduld, Zeit, Geld, Ruhe und Schlaf“ (S. 98). All das steht Eltern oft nur bedingt zur Verfügung. Das Leben und Arbeiten im Kapitalismus sticht die Erziehung und das Kinderlieben aus.

Grund genug, anzunehmen, „Kinderhaben“ sei ein Plädoyer gegen das Kinderkriegen, wenn doch so vielen Müttern angesichts ihrer Doppel- beziehungsweise Mehrfachbelastung die Luft zum Atmen fehlt; und Erziehung in emanzipatorischer Absicht immer an denselben Spielregeln scheitert. So sind es vielmehr die Bedingungen des Kinderhabens als der Kinderwunsch, die Lutosch problematisiert. Sie bezeichnet sich explizit nicht als „regretting mother“ (Donath 2015), das heißt sie bereut ihren Kinderwunsch und ihre Mutterschaft nicht. Sie würde sich sogar wieder für ein Kind entscheiden, aber definitiv nicht für das Kinderhaben unter den derzeitigen gesellschaftlichen Bedingungen und Geschlechterverhältnissen. Zweifelsohne muss sich also etwas Grundlegendes ändern. Und dafür braucht aber auch: die Mütter als politische Subjekte.

Weiterführende Quellen

„Regretting motherhood“ ist der Titel einer 2015 erschienenen Studie der israelischen Soziologin Orna Donath. Dieser Begriff bezeichnet Mütter, die es anhaltend bereuen, Mutter geworden zu sein. In: Donath, Orna (2015). Regretting Motherhood: A Sociopolitical Analysis. Signs. 40. S. 343-367.

Heide Lutosch 2023:
Kinderhaben. 2. Auflage.
Matthes und Seitz, Berlin.
ISBN: 978-3-7518-0569-8.
103 Seiten. 12,00 Euro.

Zitathinweis: Thore Freitag: Kinder(un)glück. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1834>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Elternmacht



Manfred Liebel / Philip Meade

Adultismus

Die Macht der Erwachsenen über die Kinder Eine kritische Einführung

Bei der Zurichtung junger Menschen für ihr Funktionieren im Kapitalismus, fallen die Rechte für Kinder unter den Tisch.

Rezensiert von [Peter Nowak](#)

Der Spielfilm „Das Lehrerzimmer“ hat im Frühjahr 2023 gleich mehrere Filmpreise erhalten. Eher selten wird bei den Lobreden erwähnt, dass der Film zeigt, wie sich die Schüler*innen gegen die autoritäre Herrschaft und Gängelung an einer scheinbar liberalen Schule auflehnen und dabei von den Lehrkräften immer wieder ausgebremst werden. Dabei werden unterschiedliche Herrschaftsmethoden angewandt. Während ein konservativer Lehrer Law and Order auch mit Polizei und Staatsgewalt an der Schule durchsetzen will, hofft ein Teil seiner Kolleg*innen, die autoritäre Agenda mit permanentem Druck gegenüber den Schüler*innen auch ohne Hilfe der repressiven Staatsapparate durchsetzen zu können. Beide Fraktionen sind sich darin einig, dass gegen die Jugendlichen eine Zero-Tolerance-Politik durchgesetzt werden muss. So ist der Film ein gutes Dokument des in der Gesellschaft ganz selbstverständlich herrschenden Adultismus, ein Begriff, der noch längst nicht allen geläufig ist.

„Adultismus äußert sich in dominantem und abwertendem Verhalten gegenüber Jüngeren, verfestigt sich in Normen, Werten und Traditionen, schreibt sich auch in sozialen, rechtlichen sowie politischen Institutionen und Strukturen ein.“ (S. 21)

So versuchen sich Manfred Liebel und Philip Meade an einer Begriffsklärung. Das Duo liefert in einem bei Bertz + Fischer herausgegebenen Buch auf über 420 Seiten eine kritische Einführung in den Adultismus, also der Macht der Erwachsenen über junge Menschen.

Im Einsatz für Kinderrechte

Der Sozialpädagoge Philip Meade sagte in einem Interview mit einer Jugendzeitung, dass er sich seit seiner Geburt für Kinderrechte einsetze: „Vor allem, als ich Hunger und Durst hatte, wollte ich mein Recht auf Nahrung eingelöst haben. Als ich älter wurde habe ich dann gesehen, dass viele andere Kinder ihre Rechte nicht eingelöst bekommen haben“, sagt Meade. Seit Jahren bietet er Workshops, Fortbildungen und Seminare zum Thema Kinderrechte an.

Der zweite Herausgeber Manfred Liebel war in den Jahren 1963/64 Bundesvorsitzender des Sozialistischen Studentenbundes (SDS) und gehörte zu den linken Sozialpädagog*innen, die sich in den 1960er und 1970er Jahren mit der „Jugend in der kapitalistischen Klassengesellschaft“ befassten. So lautete der Titel eines Buch, das Liebel gemeinsam mit Helmut Lessing 1974 herausgegeben hat. Doch diese an Marx angelehnten Fragestellungen traten in den 1980er Jahren auch bei Liebel in den Hintergrund. Statt marxistischer Klassenanalyse hielten in den Hochschulen postmoderne Theorien Einzug. Nicht mehr die kapitalistische Klassengesellschaft sondern ein Konglomerat von diskriminierten Minderheiten wurden zum Forschungsgegenstand. So wurde aus

dem marxistischen Jugendforscher Liebel ein Protagonist für Kinderrechte. Liebel hat in den letzten Jahren zahlreiche Bücher zum Thema herausgegeben.

Der Band „Adultismus“ ist eine zugängliche Einführung zweier Autoren, die sich seit Jahrzehnten mit dem Thema beschäftigen. Im Buch ergänzen sich die beiden Autoren auch mit ihren unterschiedlichen thematischen Zugängen. Texte von dem Kinderrechtspraktiker Meade wechseln sich mit längeren theoretischen Exkursen von Liebel ab.

Geschichte der Unterordnung

Gleich im ersten, „Alltäglichkeit des Adultismus“ überschriebenen Kapitel werden wir mit scheinbar alltäglichen Redewendungen und Sprüchen konfrontiert, die viele sicher nicht sofort als Zeichen der Diskriminierung junger Menschen erkennen werden. Dazu zählen Sprüche wie „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ oder „So spricht man nicht mit seinen Eltern“. Auch das Adjektiv kindisch soll Zeugnis für Alltagsadultismus sein. Im zweiten Kapitel geht es um die Geschichte des Adultismus, die bis in die Frühzeit der Menschheitsgeschichte zurückreicht. Ein Kennzeichen dieser unterschiedlichen Epochen ist die soziale Unterordnung junger Menschen unter die Älteren. Kurze Exkurse widmen sich der Gewalt und Unterdrückung im Kolonisierungsprozess und der Kindheit in indigenen Gesellschaften, wo junge Menschen teilweise eigenständiger agieren konnten und in das gesellschaftliche Leben integriert gewesen sein sollen. Wer sich intensiver mit der Thematik beschäftigen will, kann hier Literaturtipps finden.

Sehr anschaulich wird die Entwicklung in der bürgerlichen Gesellschaft geschildert, wo die Familie und die Schule als Keimzelle und Hort des Adultismus ausgemacht werden. Kurz gehen die Autoren auch darauf ein, dass diese Einrichtungen als ideologische Staatsapparate eine wichtige Rolle bei der Zurichtung junger Menschen für ihr Funktionieren im Kapitalismus spielen. Allerdings kommt dieser gesamtgesellschaftliche Aspekt im Buch oft zu kurz. Die Autoren betonen öfter, dass sie von Slogans wie „Kinder an die Macht“, die die Unterdrückungsverhältnisse nur umkehren würden, ebenso wenig halten wie von einem Schüren von Generationenkonflikten. Doch es gibt im Buch immer wieder Textstellen, die diese Bekenntnisse infrage stellen. So werden verschiedene Beispiele für adultistische Instrumentalisierung von Kindern aufgezählt. Einige sind sehr stichhaltig, wenn etwa aufgeführt wird, dass die Hamas und andere islamistische Organisationen bei Aktionen gegen den israelischen Staat gezielt Kinder einsetzen. Auch die Aktionen sogenannter Lebensschützer*innen, die mit Kindern gegen das Recht der Frauen auf Abtreibung demonstrieren, ist ein gutes Beispiel für eine solche Instrumentalisierung. Schwerer nachzuvollziehen ist folgender Absatz:

*„Diese Art von Mobilisierung findet sich auch für andere Ziele, etwa wenn Kinder eingespannt werden, die Streiks erwachsener Arbeiter*innen und ihrer Familien zu begleiten, an Straßenblockaden gegen die Dominanz des Autoverkehrs teilzunehmen oder gegen Kriege und für den Frieden zu demonstrieren.“ (S. 137)*

Hier stellt sich schon die Frage, warum Kinder nicht gemeinsam mit ihren Eltern und Verwandten Arbeitskämpfe unterstützen sollen. Schließlich war eine solche Praxis in einem Arbeiter*innenmilieu weitverbreitet, in dem die Kinder auch ihre gesellschaftlichen Erfahrungen machten. Zudem waren sie unmittelbar mit den Streikfolgen konfrontiert, wenn beispielsweise der Lohn gekürzt wurde. Es gab in vielen Ländern Kinder und Jugendorganisationen, in denen junge Menschen mit den Zielen der Arbeiter*innenbewegung vertraut gemacht wurden. Das kann durchaus auch als Selbstermächtigung junger Menschen statt als Instrumentalisierung interpretiert werden. Unverständlich ist auch, dass die Teilnahme von jungen Menschen an Aktionen zur Verkehrswende hier als Instrumentalisierung gedeutet wird, während an anderer Stelle die Aktionen der größtenteils von jungen Menschen getragenen Klimabewegung als positiver Beitrag gegen den Adultismus gedeutet wird. Warum sollen sich junge Menschen nicht aus freier Entscheidung an Protesten in altersmäßig gemischten Gruppen beteiligen und sich mit ihren Eltern

und Verwandten und nicht der eigenen Clique für politische Veränderungen engagieren?

Klassenkinder

Hier wird die schon angesprochene zentrale Schwäche der Herangehensweise der beiden Autoren deutlich, den Adultismus als eines von vielen Unterdrückungsverhältnissen zu begreifen und nicht mehr im Kontext der kapitalistischen Gesellschaft zu analysieren. Dafür hätten sie die Phänomene viel stärker als Klassenverhältnisse von Kindern und jungen Menschen betrachten müssen. Was hat ein junger Mensch aus einer Millionärsfamilie mit einer migrantischen Jugendlichen aus dem Arbeiter*innenmilieu gemeinsam außer die gemeinsame Alterskohorte? Diese Frage wird im Buch nicht gestellt, weil sonst der klassenblinde Adultismus-Begriff vielleicht ins Wanken geraten wäre. Dabei gibt es im Buch durchaus verstreute Hinweise auf die Kämpfe um die Rechte Jugendlicher in der Arbeiter*innenbewegung.

„In Deutschland hatte der kommunistische Pädagoge Edwin Hörnle in den 1920er Jahren ein Konzept entwickelt, das auf der politisch verstandenen Selbstorganisation proletarischer Kindergruppen aufbaut. Ähnliche Ideen, die vor allem auf den Pädagogen und sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Kurt Löwenstein zurückgehen, wurden im Arbeiterverein ‚Die Kinderfreunde‘ unter dem Namen Rote Kinderrepubliken bis zur Machtergreifung der Nazis praktiziert.“ (S. 214)

Leider wurde auf diese Konzepte im Buch nicht weiter eingegangen. Auch das mittlerweile nur noch antiquarisch erhältliche Buch „Betrogene Kinder: Eine Sozialgeschichte der Kindheit“ fehlt im umfangreichen Literaturverzeichnis. Dessen Autorin Erna M. Johansen war Heimerzieherin und setzte sich als Linksozialistin und Diskussionspartnerin von Karl Korsch und Heinz Langerhans für den Kampf für Kinderrechte als Teil des antikapitalistischen Kampfes ein. Johansen hat ihr Buch 1978 mit dem Abschnitt „Kinder-Recht“ beendet und geschrieben:

„Sollte man nicht auch ausdrücklich die Freiheit der Person zur Freiheit des Kinders erklären? [...] In der Rechtssprechung wird dem mitunter bereits Rechnung getragen. Im Kinder-Alltag ist noch immer zu wenig von Rechten und Freiheiten zu spüren.“ (Johansen 1984, S. 229)

Johansen kannte den Begriff Adultismus noch nicht. Aber ihr Buch zeigt, dass der Kampf um Rechte für Kinder und Jugendliche vor allen in der Arbeiter*innenbewegung schon verankert war. Leider gehen Liebel und Meade in ihren Buch darauf kaum ein.

Zusätzlich verwendete Literatur

Johansen, Erna M. (1984): Betrogene Kinder: Eine Sozialgeschichte der Kindheit. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main.

Manfred Liebel / Philip Meade 2023:

Adultismus. Die Macht der Erwachsenen über die Kinder Eine kritische Einführung.

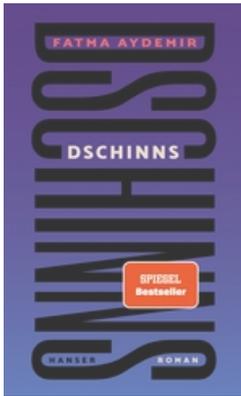
Bertz + Fischer, Berlin.

ISBN: ISBN 978-3-86505-768-6.

440 Seiten. 19,00 Euro.

Zitathinweis: Peter Nowak: Elternmacht. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1824>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Das war damals so



Fatma Aydemir
Dschinns

Ein großartiger Generationenroman spinnt die Fäden einer Familiengeschichte von Süddeutschland zum Bosphorus.

Rezensiert von [Svenja Huck](#)

„[...] niemand hat verstanden, dass sich [Istanbul] niemals erobern lässt, von niemandem. Am Ende nämlich erobert die Stadt immer dich. Am Ende wirst du nicht mehr sein als nur eine weitere Staubschicht in der Erde zu den Füßen neuer Eroberer mit den immer gleichen Sehnsüchten, und Istanbul wird auch sie alle in sich aufnehmen und verschlingen und zu Staub machen und sich an ihnen nähren und immer weiter wachsen zu noch strahlenderer Pracht.“ (S. 20)

Als erstes wird der 60-jährige Hüseyin in Istanbul zu Staub. Plötzlich stirbt er an einem Herzinfarkt in seiner gerade erst gekauften Wohnung. Er wollte seine Familie aus Deutschland zu sich holen in die Stadt, die er Anfang der 1970er Jahre als Umsteigeort kennenlernte, auf dem Weg von einem kurdischen Dorf nach Süddeutschland. Dort war er Fabrikarbeiter, seine Frau Emine kümmerte sich um die Kinder. Erfolgreich verdrängt sie ihre Traumata, bis ihre Tochter Sevda sie damit konfrontiert und verlangt, dass Emine emotionale Verantwortung übernimmt. Sie soll ihrer Tochter erklären, warum sie für diese scheinbar keine Liebe empfindet. Für Emine scheint es nach wie vor normal zu sein, sich den Entscheidungen der Älteren unterzuordnen, selbst wenn das bedeutet, das eigene Kind zu verlieren. Doch die Generation nach ihr findet unterschiedliche Wege, um aus dem Traditionalismus auszubrechen – heimlich oder konfrontativ.

Generationenkonflikte und Erwachsen werden

„Dschinns“ von Fatma Aydemir ist kein Familienroman im klassischen Sinn. Er ist vor allem ein Roman, der das Konzept Familie kritisiert und die Enge aufzeigt, in die einen Menschen drängen können, mit denen man notgedrungen aufwächst oder zusammen leben muss. Jedes einzelne Kapitel stellt die Sichtweise und Emotionen eines Familienmitgliedes in den Vordergrund. Diese leben zwar in manchen zeitlichen Abschnitten zusammen, sind aber eigentlich stark voneinander isoliert. Jede Figur hat ihre ganz eigene Sprache – hierin zeigt sich, wie detailliert Aydemir ihre Charaktere gestaltet. Da ist zum Beispiel Ümit, der jüngste Sohn, der nicht nur schlecht Türkisch spricht, sondern generell wenig von sich preisgibt. Dass er sich zu seinem Freund Jonas hingezogen fühlt, traut er sich nicht auszusprechen, sondern schreibt ihm lieber einen Brief. In seiner Stille ist er dennoch verbunden mit seinem Vater Hüseyin, den Deutschland schon lange depressiv gemacht hat. Hakan hingegen, der große Bruder, wirkt auf den ersten Blick erstmal wie das Klischee eines Türken, doch Aydemir schafft es schnell zu zeigen, dass unter der Oberfläche vor allem unausgesprochene, unerreichte Wünsche stecken.

Gegen das Urteil, das eine der Figuren über ihre Verwandten fällt, können diese sich im darauffolgenden Kapitel verteidigen – in ihrer eigenen Wahrnehmung und mit ihren eigenen

Emotionen. Dabei bleibt Aydemir nicht neutral. Sie schreibt Gespräche auf, die viele junge Menschen mit ihren Eltern in ihrer Fantasie schon oft geführt haben und konfrontiert die ältere Generation mit den eigenen Entscheidungen. So können die Leser:innen gleichzeitig verstehen, warum eine Mutter aus einem kurdischen Dorf ihre Tochter in Deutschland nicht nur nicht zur Schule schickt, sondern sie am liebsten gar nicht aus dem Haus lassen würde; aber sie verstehen auch, dass die jüngere Generation sich nicht mehr abspeisen lässt mit der Erklärung der Älteren: „Das war damals so, Kızım.“

Wichtige Denkanstöße

Neben den persönlichen Geschichten verhandelt Aydemir auch politische Themen. Nicht auf plumpe, propagandistische Weise, sondern als Teil persönlicher Begegnungen. So kann Tochter Peri zwar ihre Mutter nicht vom Feminismus überzeugen, den sie im Universitätsseminar aufgeschnappt hat, doch Peri erkundet ihre kurdische Identität, die zu Hause nie ein Thema war. Ebenso zeichnet Aydemirs Geschichte nach, dass Opfer rassistischer Gewalt nicht automatisch zu revolutionären Kämpfer*innen werden, sondern der Kampf sich auch auf das Überleben in individueller Form beschränken kann. Und zuletzt steigert die Autorin die Dramatik ihrer Geschichte durch die ganz bewusste Wahl des historischen Zeitpunktes: Im August 1999 ereignet sich ein Erdbeben in der Nordtürkei und der Region Istanbul.

Wenn Aydemirs Buch dafür kritisiert wird, zu viele Themen gleichzeitig zu verhandeln – Migration, Rassismus, Gendergerechtigkeit, Kurdische Identität, Familienkonflikt und Konservatismus – liegt dies wohl eher an der Beschränktheit der Rezensent:innen, die sich die migrantische Gesellschaft und ihre unterschiedlichen Generationen lieber etwas eindimensionaler wünschen. Dabei ist Dschinns nicht überfrachtet an Themen, sondern stößt viele Gedanken gerade erst an. Dass sich Aydemir nicht immer die Mühe macht, für jedes türkische Wort eine Übersetzung zu liefern, sondern die Leser:innen zwingt, sich mit türkischer Grammatik und Vokabeln zu beschäftigen, ist auch in diesem Licht zu sehen. Der Roman zieht Lesende schnell in seinen Bann und ist eigentlich viel zu schnell vorbei. Weder müssen deutsche Leser:innen jemals Istanbul gesehen haben, um die Konflikte der Charaktere zu verstehen, noch müsste eine türkische Leser:innenschaft Süddeutschland kennen, um zu verstehen, wie isolierend die Erfahrung der Migration sein kann. Die große Stärke von Dschinns ist es, Empathie für jeden der so unterschiedlichen Charaktere hervorzurufen. Die Konflikte zwischen den Familienmitgliedern sind realistisch beschrieben und für die Dramatik der Handlung zentral.

Dennoch wünscht man sich hin und wieder, Aydemir hätte ihnen auch noch einige leichte, freudige Momente gegönnt. Über jede Einzelfigur ließe sich wohl ein eigenes Buch schreiben. Umso passender ist es, dass Dschinns nun in zahlreichen Theatern auf die Bühne kommt, etwa im Gorki Theater Berlin und im Schauspielhaus Düsseldorf, und dort durch die künstlerische Inszenierung auf ganz unterschiedliche Arten interpretiert wird.

Fatma Aydemir 2022:

Dschinns.

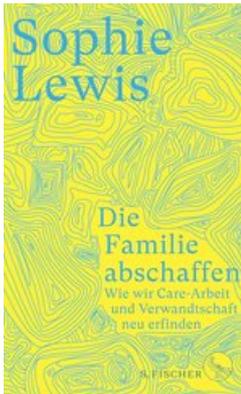
Hanser Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-446-26914-9.

368 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Svenja Huck: Das war damals so. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1835>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Barbarei der Verwandtschaft



Sophie Lewis

Die Familie abschaffen

Wie wir Care-Arbeit und Verwandtschaft neu erfinden

Wer radikale gesellschaftliche Veränderung will, darf auch vor dem Sturz der Familie nicht Halt machen.

Rezensiert von [Katja Reuter](#)

„Der Traum der Familie ist unser Traum von einem Zufluchtsort“ (S. 20), ein Ort, an den wir gehören, wo wir als Person geliebt und umsorgt werden. Für den Staat ist Familie etwas Schützenswertes – rechtlich, finanziell, ideologisch. Aktuell wird der Schutz der Familie immer dann als Argument vorgebracht, wenn es darum geht, Schwangeren das Recht auf Selbstbestimmung abzuspriechen, queere Menschen zu drangsaliieren oder Kinder vor einer vermeintlichen Frühsexualisierung durch Sexualkundeunterricht in der Schule und Vorlesestunden mit Drag Queens zu „bewahren“. Auch versuchen Chefs, ihre unterbezahlten und ausgebeuteten Angestellten emotional zu erpressen, in dem sie die Zugehörigkeit zu einer Familie und damit verbundene Verantwortlichkeiten heraufbeschwören. Lewis will das als Drohung verstanden wissen, denn Familie bedeutet für die allermeisten Menschen psychische und/oder körperliche Gewalt.

Die Familie als kapitalistisch-patriarchaler Mikrokosmos

Als gesellschaftliche Institution ist Familie der Ort, der Fürsorgearbeit privatisiert. Kinder werden wie in einem „grausamen Glücksspiel“ (S. 15) den Eltern ausgeliefert, sind Privateigentum und ökonomisch nahezu vollständig abhängig von ihren Eltern. Hausarbeit, Kinderbetreuung und Pflege sind nicht nur unsichtbar, sondern auch gesellschaftlich entwertet. Diese Arbeit wird von Frauen kostenlos oder zu skandalös niedrigem Lohn verrichtet. Die so entstehenden Abhängigkeiten und die Privatisierung der sozialen Reproduktion machen die Familie für Lewis zum entscheidenden Faktor für die Aufrechterhaltung der kapitalistisch-patriarchalen Ordnung, woran sie ihre Kritik in materialistisch-feministischer Tradition ansetzt.

Viele Menschen können sich dennoch eine Welt ohne die Familie nicht vorstellen. Lewis geht sogar so weit zu sagen, dass „es einfacher sein mag, sich das Ende des Kapitalismus vorzustellen, als das Ende der Familie“ (S. 16). Folgt man ihrer Argumentation ist beides ohnehin nur zusammen möglich. Konfrontiert mit Überlegungen zur Familienabschaffung reagieren Menschen häufig reflexartig, in dem sie die Liebe und das Glück in ihrer eigenen Familie betonen oder sie als weiteren Teil einer heraufbeschworenen linken Verbotskultur abtun. Sätze wie „Aber ich liebe doch meine Familie!“ oder „Jetzt versuchen die Linken auch noch, uns unsere Oma wegzunehmen und Kinder zu beschlagnahmen, und das soll fortschrittlich sein?“ (S. 9) hört Lewis häufig und erkennt die Ängste, die Überlegungen zur Familienabschaffung in anderen auslöst, an. Veränderungen passieren jedoch nicht, indem man so weiter macht wie bisher. Lewis ist sich sicher, dass „dieses Beängstigende jeder echten revolutionären Politik innewohnt“ (S. 10).

Ursula Le Guin, feministische Science-Fiction Autorin, wird zitiert, dass auch glückliche Familien

auf „Aufopferung, Unterdrückung, Verdrängung, Wahlen, die getroffen oder aufgegeben wurden, Chancen, die genutzt oder vertan wurden, Abwägen vom größeren und kleineren Übel“ (S. 21) beruhen und diese Ungerechtigkeiten häufig vergessen werden. Obwohl Lewis mit Rückbezug auf Theoretikerinnen wie Hazel Carby oder Tiffany Lethabo King für eine Wertschätzung der Schwarzen, marginalisierten Familie als widerständigen Ort und Überlebenssicherung einsteht, beantwortet sie die Frage, wessen Familie abgeschafft werden soll, dennoch damit, „dass aus historischen Gründen keine andere als die Familie existiert“ (S. 45), denn allen liegt die „Privatisierung der Sorgearbeit“ (S. 46) zugrunde und so „muss die Familie abgeschafft werden, auch wenn sie von Menschen angestrebt, mythologisiert, wertgeschätzt und verkörpert wird, die weder weiß noch heterosexuell sind, weder bürgerlich noch Kolonisor:innen“ (ebd.). Es gibt keine Familie, die von der Abolition verschont bliebe.

Feministische Zukunft ohne Familie

„Die Familie abschaffen“ ist ein polemischer Text, der eine Diskussion darüber herausfordert, wie wir Kindererziehung, Fürsorge, Pflege und zwischenmenschliche Beziehungen kollektivieren, wie wir „soziale Reproduktion organisieren, die nicht bloß ökonomische Verträge mit dem Staat oder versteckte Ausbildungsprogramme für Arbeiter:innen sind.“ (S. 31) Lewis nutzt den Begriff der Abolition, stellt sich in dessen Tradition und verbindet darüber auch die Forderung der Familienabschaffung mit der Abschaffung von Polizei und Gefängnis. Ihre Blick ist dabei, wie sie selbst sagt, anglozentrisch und geht zurück bis zur Abschaffung der Sklaverei, die eng mit dem Begriff der Abolition verbunden ist und „jenen tapferen Idealen [des Humanismus] zum ersten Mal die Chance [gab], mehr als Worte zu werden“ (S.107). Mit Bezugnahme auf Hegels Interpretation als „Zerstörung–Bewahrung–Verwandlung–Realisierung“ (S. 108) und Ruth Wilson Gilmore erklärt Lewis, dass es bei Abolition nicht um die reine Beseitigung von etwas geht, sondern um einen grundlegenden Transformationsprozess. Es geht um den „Versuch, Welten zu schaffen“ und beschreibt „eine kollektive kreative Tätigkeit, die nie endet und die wirkliche Gerechtigkeit hervorbringt“ (ebd.). Lewis zitiert Gilmores berühmten Satz „Um Abolition zu praktizieren, müssen wir ‚eine Sache ändern: alles‘“ (ebd.), der den inhärenten Gegensatz von Abolitionismus zum Reformismus ausdrückt.

Auch wenn es der Untertitel verspricht, bleibt Lewis den Lesenden Strategien und Vorschläge, „wie wir Care-Arbeit und Verwandtschaft neu erfinden“, schuldig. Sie umreißt stattdessen das „Nichts“ (S. 112), das im besten Falle an die Stelle der Familie treten soll und regt an, radikal erweiterte Verwandtschaftskonzepte, Genoss_innenschaften und kollektive Strukturen vorstellbar zu machen und aufzubauen. Es ist die Idee, Liebe und Fürsorge außerhalb familiärer Verwandtschaften zu organisieren, Kinder in den Mittelpunkt zu stellen und kollektiv, ohne Eigentumsanspruch, für ihre Entwicklung Verantwortung zu übernehmen. Lewis‘ Kritik der Familie und die Forderung nach ihrer Abschaffung ist nicht neu, aber dennoch eine lesenswerte Einführung, die gerade in Zeiten des konservativen Rollbacks zeigt, dass wir uns nicht dazu verleiten lassen sollten, nur das Bestehende zu verteidigen, sondern für revolutionäre Politik und eine gemeinschaftlichere soziale Organisation zu streiten.

Sophie Lewis 2023:

Die Familie abschaffen. Wie wir Care-Arbeit und Verwandtschaft neu erfinden. Übersetzt von: Lucy Duggan.

S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.

ISBN: 978-3-10-397504-8.

160 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Katja Reuter: Barbarei der Verwandtschaft. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1826>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Woher kommen die Eltern?



Lisa Yashodhara Haller / Alicia Schlender (Hg.)
Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft

Das gesellschaftliche Idealbild von Müttern und Elternschaft verändert sich zwar im Wandel der Zeit, bleibt aber kapitalistisch vereinnahmt.

Rezensiert von [Peter Nowak](#)

„Mama ist King von Beruf“ steht auf einem großen Transparent, das für einen neuen Song wirbt. Zu sehen war das Banner auf einer Häuserwand in Berlin-Kreuzberg. Die selbstbewusste junge Frau, die dort zu sehen war, hat auf den ersten Blick wenig gemein mit dem konservativen Bild einer Mutter, die sich nur um Küche und Kinder kümmert. Kein Zweifel, das klassische Bild über Mütter und Elternschaft hat sich in den Jahrzehnten in der Gesellschaft massiv gewandelt. Das stellt auch die feministische Theorie und Praxis vor neue Herausforderungen. So war es in den 1970er Jahren in feministischen Kreisen regelrecht verpönt, sich mit Elternschaft und Familie zu beschäftigen. Leitbild war die Frau, die sich von der Familie und der Mutterrolle emanzipiert. Als Mitte der 1980er Jahre in der BRD einige Frauen bei den GRÜNEN ein Müttermanifest verfassten, wurde das sogar von Feministinnen innerhalb und außerhalb der Partei als Kampfansage aufgefasst.

„Zeiten ändern sich: Ein Bedeutungswandel in der Perspektive auf Elternschaft hält Einzug in feministische Auseinandersetzungen und Kämpfe. Nicht länger richten diese sich gegen die Familie, sondern gegen Verhältnisse, in denen das Leben mit Kindern zur Zumutung wird“,

schreiben Lisa Yashodhara Haller und Alicia Schlender im Klappentext ihres Buches. Die beiden Sozialwissenschaftlerinnen haben das „Handbuch Feministische Perspektive auf Elternschaft“ herausgegeben, in dem 50 Autor*innen Beiträge zu Mutter-, Vater- und Elternschaft verfasst haben. Die Beiträge geben einen kurzen, meist auch für Nichtakademiker*innen verständlichen Überblick in die jeweiligen Themen. Literaturhinweise hinter jedem Aufsatz regen zum Weiterlesen an.

Feministische Blicke auf Elternschaft

Das Buch ist in fünf große Kapitel gegliedert. Im ersten geht es um „Elternschaft in feministischen Theorien und Debatten“, das zweite widmet sich feministischen Perspektiven der Elternschaft, beim dritten Kapitel geht es um Wege in die Elternschaft, das vierte befasst sich mit dem Elternsein und im Schlusskapitel geht es um die Herausforderungen für eine feministische Familienpolitik. Mehrere Aufsätze befassen sich mit dem Wandel des Konzepts der Mutterschaft in einer historischen Perspektive.

Lisa Malich und Susanne Weise unterscheiden in der Frauenbewegung drei unterschiedliche Konzepte von Mutterschaft. In der bürgerlichen Frauenbewegung des frühen 20. Jahrhunderts wurde das politische Potenzial der guten Mutter beschworen, deren zentrale Aufgabe das Erziehen und Pflegen ist. Während die zweite Welle der Frauenbewegung von der Ablehnung der Mutterrolle geprägt war, dominiert in der dritten Welle die Super Mom, die Erwerbstätigkeit und

Mutterrolle vereinen soll.

„Hierbei trafen ab den 1990er Jahren zwei parallele Entwicklungen aufeinander. Einerseits hatte das Leitbild von Mutterschaft auf diskursiver Ebene besagtes Update zur Top Mom erfahren. Auf symbolisch-diskursiver Ebene stand die Top Mom gerade mit einigen früheren feministischen Forderungen nach Partizipation im Einklang.“ (S. 48)

Das ist die Rolle, die das eingangs erwähnte Transparent zeigt. Kritisch befassen sich Malisch und Weise mit der zunehmenden Akademisierung der Frauenbewegung. „Fragen materieller Verteilungsgerechtigkeit gerieten mitunter in den Hintergrund und wurden mit dem Fokus auf Anerkennung und Performativität untersucht.“ (S. 47) Das bedeutet konkret, dass Teile der feministischen Bewegung mehr darüber diskutieren, ob alle Tätigkeiten die gendergerechten Bezeichnungen haben, während die Fragen des Lohnes eine geringere Rolle spielt.

Nur kurz gehen die Autorinnen auf die Situation der Frauen in der DDR ein, der sie einer „paternalistisch-patriarchale Gleichberechtigungspolitik“ vorwerfen. Es ist ein Manko des Buches, dass auch in den anderen Kapiteln die DDR weitgehend ausgeblendet wird. Dabei hätte es doch sicher kompetente Autor*innen gegeben, die einen Text zur Debatte um die Verankerung von Frauenrechten in die DDR-Gesetzgebung hätten kritisch nachzeichnen können. Das Buch ist dennoch mit Gewinn für alle zu lesen, die sich einen Überblick über die aktuelle feministische Debatte verschaffen wollen.

Konflikt nicht ausgespart

Dabei werden erfreulicherweise auch Konflikte in der feministischen Theorie und Praxis nicht ausgelassen. So beschäftigten sich mehrere Autor*innen auch mit dem Wandel des Vaterbildes. Dabei betont Jochen König, der sich als alleinerziehender Vater mit zwei Kindern vorstellt, dass es nicht ausreicht, wenn Männer gelegentlich die Windel der Kleinkinder wechseln. „Wer es mit feministischer Vaterschaft ernst meint, muss bereit sein, auch wesentlich mehr als 50 % der offensichtlichen Aufgaben zu übernehmen“ (S. 441), so König. Lilly Lent und Andrea Trumann kritisieren in ihren Aufsatz feministische Debatten, die die Befreiung der Frau von der Schwangerschaft durch künstliche Befruchtung propagieren.

„Es ist merkwürdig, wenn in feministischen Utopien der Frauenkörper und seine Möglichkeit, schwanger zu sein, als eigentliches Problem angesehen wird, an dessen Abschaffung man arbeitet, und nicht die Umstände, die Schwangerschaft und Geburt zu einer Einschränkung und auch Gefahr für das Leben der Mutter werden lassen.“ (S. 581)

Nicht nur sie erinnern daran, dass zu diesen abzuschaffenden Umständen neben dem Patriarchat auch der Kapitalismus gehört. Der letzte Aufsatz des Handbuches trägt denn auch die Überschrift „Kollektivität“. Dort stellt sich die Journalistin Teresa Bücken die Frage, warum sich viele Frauen doch für eine Schwangerschaft statt für eine Adoption entscheiden. „Gesellschaftliche und juristische Diskussionen um leibliche Elternschaft spielen ebenso eine Rolle, wie mögliche Wege zum leiblichen Kind, gegebenenfalls mit reproduktionstechnologischer Unterstützung“ (S. 609), so Bücken. Demgegenüber will sie kollektive Alternativen aus feministischer Perspektive stark machen.

Die Mutter im Lohnverhältnis

Die Texte in dem Handbuch machen erfreulicherweise auch klar, dass es für eine Mehrheit der Frauen keine Befreiung in einem feministischen Kapitalismus geben wird. Die Ausbeutung verschwindet eben nicht, wenn es mehr weibliche Chef*innen gibt und die Politik wird auch nicht antimilitaristischer, wenn mehr weibliche Militärs in verantwortlichen Positionen sitzen. So schreibt Sabine Toppe unter dem Stichwort „Mutterschaft und Prekarität“, wie sich die längst bekannte

Doppelbelastung der Frauen verstärkt. „Einerseits ist eine starke Erwerbsorientierung von Müttern zu beobachten, andererseits beherrschen traditionelle Familienbilder und Sorgeverhältnisse Teile des Diskurses.“ (S. 96)

Es sind eben in letzter Instanz die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, die das moderne Patriarchat strukturieren. Es sind auch diese Produktionsverhältnisse, die dafür gesorgt haben, dass sich das Patriarchat in den letzten Jahrzehnten verändert und eben den neuen Produktionsverhältnissen angepasst hat.

Lilly Lent und Andrea Truman beschreiben gut, welche neuen Zumutungen damit für viele Frauen verbunden sind. „Heute hat die arbeitende Mutter ihren Schrecken weitgehend verloren. Vielmehr gilt umgekehrt die Frau, die nicht arbeitet, als gesellschaftlich abgehängt, wenn nicht gar als faul – falls sie nicht dem höheren Bürgertum angehört“ (S. 575). Lent und Truman erinnern damit nicht nur an Klassenverhältnisse, sie beziehen sich auch auf eine feministische Kommunistin:

„Die arbeitende Frau ist zur Norm geworden. Damit hat sich aber auch der Stress verallgemeinert, dem die arbeitende Mutter seit jeher ausgesetzt ist, und deren Leid schon der Stachel war, den die russische Revolutionärin Alexandra Kollontai 1920 antrieb. Doch auch heute, trotz der teilweise realisierten, schon von Kollontai geforderten ganztägigen Betreuung von Kindern ist die Vereinbarkeit von Beruf und Kinderbetreuung noch immer ein Vabanquespiel.“ (ebd.)

Mit dieser Frontstellung gegen einen kapitalkonformen Feminismus könnte das Handbuch notwendige Debatten in der antipatriarchalen Bewegung fördern. Leider gibt es in dem Buch kein Stichwort, das sich mit kollektiven Widerstandspraxen wie den Diskussionen um feministischen Streik gesondert befasst. Auch Teresa Bücker geht im Abschlusstext des Buches, der unter dem Stichwort Kollektivität steht, darauf nicht ein. Sie befasst sich mit der Frage, ob eine feministische Perspektive nicht hinterfragen muss, ob der Kinderwunsch immer nur mit einem „eigenen“ Baby befriedigt werden muss und verneint diese.

Lisa Yashodhara Haller / Alicia Schlender (Hg.) 2021:
Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft.
Verlag Barbara Budrich, Leverkusen.
ISBN: 978-3-8474-2367-6.
632 Seiten. 59,90 Euro.

Zitathinweis: Peter Nowak: Woher kommen die Eltern? Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1823>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Der falsche Schein des Familismus



Gisela Notz

Kritik des Familismus

Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes

Über die Frauenselbstbestimmung, den Mythos Familie und die Kontinuität dieser Lebensform bis heute.

Rezensiert von [Anne Alex](#)

Was Familismus in verschiedenen Zeiten bedeutete, wie dabei Frauen in zeitgemäße Rollenkorsetts gezwängt und entsprechend den politischen Zielen in den Zeitepochen instrumentalisiert wurden, wird im Buch von Gisela Notz diskutiert. Als Quelle „biologischer und sozialer Reproduktion“ (S. 15) regelt die Familie die Aufzucht, Erziehung und Versorgung der Kinder und die Pflege Angehöriger. Diese Arbeiten leisten meist Frauen. Staat und Politik haben ein drängendes Interesse an der Familie, so die Autorin, weil mit dieser die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Macht des Mannes erhalten wird. Dies erkläre ihre ständige Glorifizierung. Familismus als Ideologie sieht die Familie als (vereinfachte) Leitform einer Sozialstruktur und postuliert, dass alle Menschen Teil der familiären Ordnung seien, eine Familie gründen oder in sie zurückkehren wollen. „Die bürgerliche Kleinfamilie gilt „im europäischen Kulturkreis im normalen Fall“ als „Lebensgemeinschaft des verheirateten Elternpaares und seiner noch nicht erwachsenen Kinder; rechtlich: die Gesamtheit der durch Ehe oder Abstammung von einander oder von gemeinschaftlichen Vorfahren verbundenen Personen.“ (Ebd.)

Die Familie war allerdings nie die überwiegende heteronormative Lebensform. Die (Klein-)Familie als soziale und politische Konstruktion existiert nach Notz seit 300 Jahren. Leider erklärt die Autorin dies nicht sozialgeschichtlich. Denn zuvor war ja die Familie hauptsächlich für Reiche (Adel, später Bourgeoisie) die den Zusammenhalt schaffende Beziehung und das prägende Konstrukt für Macht und Herrschaft. Das Gesinde (Mägde und Knechte), oft auch Gesellen wurden häufig als zur reichen Großfamilie zugehörig betrachtet. Arme Menschen verfügten oft nicht über die finanziellen Mittel, um mit der Eheschließung eine Familie nach herkömmlichen Regeln zu bilden.

Notz würdigt die Frauenselbstbestimmung der Beginen. Dabei vergisst sie, dass es zu allen Zeiten bereits so genannte abweichende Lebensformen gab, zum Beispiel die Häretiker. Auch die Hussiten, Taboriten oder Täufer lebten andere, von der Kirche abgewandte kollektive, alternative Lebensformen – genauso wie weise Frauen und Hebammen, die wegen ihrer Kenntnisse und Erfahrungen oft durch die (kirchliche) Inquisition verfolgt wurden.

VerfechterInnen der Frauenemanzipation

Das Buch würdigt viele KritikerInnen der familiären Ordnung, etwa jene englischen FeministInnen im 17. Jahrhundert, die das patriarchale Wertesystem satt hatten und ihre Familie verließen. Beispielhaft beschreibt sie die Robert Owens-Kommune und Fouriers Erkenntnis: „Die Erweiterung der Vorrechte der Frauen ist die Grundvoraussetzung für jeden gesellschaftlichen Fortschritt.“ (S.

57) Auch der Frühsozialist Henri de Saint-Simon verlangte die Neuorganisation und -verteilung der Haushalte in Familie und Beruf und andere Lebensformen. „Freie Frauen“ riefen im Jahr 1825 zu Lebens- und Arbeitsgemeinschaften auf, in denen Frauen sozial, ökonomisch und rechtlich gleichgestellt sind. Flora Tristan wollte Frauen und andere ausgebeutete Individuen befreien und ebenbürtigen Frauen und Männern gleiche Zugänge zu Erziehung und Ausbildung schaffen. Friedrich Engels markierte die moderne Kleinfamilie als „offene und verhüllte Haussklaverei der Frau“ (MEW 21) und August Bebel kennzeichnet die klein-familiäre „Privatküche“ als eine „rückständige und überwundene Einrichtung.“ (S. 63) Sie alle meinen: Auch in der „Liebeswahl“ soll die Frau frei und ungehindert sein. Freiwillige Zusammenschlüsse selbstbestimmter Individuen und Kollektive lebten im 19. Jahrhundert die AnarchistInnen Gustav Landauer, Erich Mühsam, Rudolf Rocker und Emma Goldman vor.

Aspekte der Frauenbewegung

Systematisch arbeitet sich Notz durch die Entwicklung der Frauenbewegung der vergangenen 200 Jahre und stellt wichtige Organisationen und Persönlichkeiten der Zeit vor. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein vertrat 1865 halbherzig die Forderungen der Frühsozialisten und Anarchisten; er trat für die Kleinfamilie ein, focht aber zeitgleich für die Frauenteilnahme am Staatswesen, an Bildung, Ausbildung und existenzsichernder Erwerbsarbeit. Die bürgerliche Frauenrechtlerin Louise Otto, die zwischen 1819 und 1895 lebte, stritt für die ökonomische Gleichberechtigung in der bürgerlichen Kleinfamilie, für Kinderkrippen und -gärten, damit hilfsbedürftige Frauen berufstätig sein können. Ganz deutlich positionierten sich Vertreterinnen der sozialistischen Frauenbewegung: Nur durch die Revolution und die Aufhebung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse sei nach ihrer Ansicht die Frauenbefreiung machbar. Eine ihrer bekanntesten Fürsprecherinnen, Clara Zetkin, zeigte auf, dass die Differenz zur bürgerlichen Frauenbewegung, die war, dass diese einzig gegen die patriarchalen Strukturen der eigenen Klasse kämpften, aber die Proletarierinnen mit den Männern ihrer Klasse für die Abschüttelung der Kapitalherrschaft als solche eintraten ([Rezension von Clara Zetkins „Geschichte der proletarischen Frauenbewegung“](#)). Die Frauen aus der Arbeiterklasse „verwiesen [letztlich darauf], dass die tragende Grundlage für soziale Gleichberechtigung des ‚weiblichen Geschlechts‘ die Berufsarbeit bildet, weil ‚ohne wirtschaftliche Unabhängigkeit des Weibes vom Manne, von der Familie, die Emanzipation unmöglich wird‘“ (S. 68).

Besonders hebt Notz die Sexualreformerin Helene Stöcker hervor, die gegen das Abtreibungsverbot kämpfte. Ihre „Theorie der neuen Ethik“ verlangte neben der vollen Gleichberechtigung entgegen der Rassenhygiene auch die Gleichstellung „außerehelicher Kinder“ mit ehelichen Kindern. Sie gründete 1905 den „Bund für Mutterschutz und Sexualreform“ für ledige Mütter mit Kindern und wandte sich gegen deren „Minderwertigkeit“.

Verlogenes Familienbild

Schonungslos wird in dem Buch „die gute alte Zeit als Schimäre“ (S. 30) entblößt. Wegen des unzureichenden Männerlohns arbeiteten Frauen und Kinder in vorindustrieller Zeit in Bergbau, Spinnerei und Weberei. Auf dem Land sah man in Frauen vornehmlich unsichtbare Haushälterinnen. Folgten sie nicht dieser „Bestimmung“, galten sie als „unnormale“. Die Verlogenheit dieses Sittengemäldes trat im Kaiserreich klar zutage. Anspruch und Realität klaffen weit auseinander: Wenn etwa unverheiratete Frauen schwanger wurden und Kinder bekamen, wurden sie als „unmoralisch“ stigmatisiert und bestraft, die Kinder als „Bastarde“ beschimpft. Auch der Erste Weltkrieg vermittelt ein obsoletes Familienbild: Frauen, Soldatenwitwen und Waisen arbeiteten in Rüstungsfabriken, versorgten Kriegsinvalide, machten die Aufbauarbeit und kamen für den Familienunterhalt auf, wenn Ehemänner oder Söhne „im Felde“ blieben. Doch mit den Kriegsheimkehrern wurden die Frauen aus der Arbeit an den Herd zurück entlassen, da die stimmgebende SPD und die Gewerkschaften Ehe und Familie befürworteten. In der Verfassung der Weimarer Republik waren Frauen gleichberechtigt, doch die Frauendiskriminierung im

bürgerlichen Recht blieb. Unter Anderem mussten LehrerInnen ab 1923 ihren Beruf wieder aufgeben, sobald sie heirateten. Unverheiratete Lehrerinnen mussten außerdem eine "Ledigensteuer" zahlen und verdienten weit weniger als ihre männlichen Kollegen. Die Ehefrau wurde bis 1977 verpflichtet, den Haushalt zu führen. Frauen durften bis 1958 überhaupt nur mit der Erlaubnis ihres Ehemannes einen Beruf ausüben. Für eine kurze Zeit hatten sehr wenige Frauen die Möglichkeit, im Reichstag soziale und politische Fragen zu thematisieren.

Ab 1933 verschärfte die NS-„Rassen“-Politik den Familismus. Frauen wurde das passive Wahlrecht entzogen. Sie sollten „ihren Platz in der Familie“ einnehmen, um für die „Volksgemeinschaft“ um jeden Preis „völkisch wertvollen Nachwuchs“ (S. 49) zu gebären – gefördert durch Steuererleichterungen, Kredite für Kinder und Wohnungseinrichtungen. Andererseits wurde in der folgenden Zeit der außereheliche Verkehr zwischen „wertvollen Volksgenossen“ zur „militärischen Nachwuchssicherung“ und zur Bewahrung „wertvollen“ Blutes wiederum durch die NS-Führung unterstützt. Was bei Notz zu kurz kommt: Mit dem „Ariernachweis“ wurden jüdische oder andere Einflüsse in der Familie oder bestehende „Erbkrankheiten“ aufgespürt. Wenn das Ehefähigkeitszeugnis versagt wurde, wurden die Beziehungen verboten, verfolgt und ihre Fortführung mit Haft unterdrückt. Der Straftatbestand „Rassenschande“ sanktionierte außerdem den Verkehr mit „Nichtariern“ mit dem Tode beziehungsweise der Verschickung in ein Konzentrationslager. Erwerbslose Frauen galten als „asozial“; sie mussten bis Kriegsende bei strengen Kontrollen ihrer Arbeitsbereitschaft Pflichtarbeit leisten; ein Fehlen auf der Arbeit wurde mit KZ-Haft sanktioniert. In der sozialrassistischen NS-Regimepolitik galten im Kontext der Fortpflanzungsauslese strikte Gebärverbote für „Nicht-Arier“ und „minderwertige Arier“. Zwangssterilisierungen, Arbeitshäuser und Zwangsarbeit in Lagern, „Vernichtung durch Arbeit“ beziehungsweise „Euthanasie“ verhinderten die Fortpflanzung von Sinti und Roma, „Asozialen“, „Kriminellen“, nicht nur von „Behinderten“ und Juden, die Notz kurz erwähnt. Nach dem Zweiten Weltkrieg meisterten mehrheitlich Frauen den Aufbau. In der Adenauer-Ära reaktivierte die BRD rückständige Familienmuster. Beim politischen Tauziehen um ein Gleichberechtigungsgesetz wurden von CDU-Familienministerien und Kirchen die Weichen gestellt.

Doch die 1968er brachen mit Ehe und Familie. Die neuen Aktivistinnen verachteten Hierarchien und Autoritäten, gründeten in Europa bedeutsame feministische Bewegungen und saugten feministische Ideen aus dem Ausland auf. Diese Entwicklungen würdigt Notz in Kapitel fünf ihres Buches ausdrücklich. Einige Aspekte sind Gemeinschaftsprojekte als Alternativen zur bürgerlichen Kleinfamilie, antiautoritäre Kinderläden, Frauenhäuser, Kommunen und (Frauen)-Wohngemeinschaften. Die Positionen von KommunistInnen, AnarchistInnen, Verbänden und Initiativen fehlen im Buch. DDR-Frauen wird im sechsten Kapitel ökonomische Selbständigkeit wegen Berufstätigkeit bei paralleler Haus- und Reproduktionsarbeit und straffreie Abtreibung unter patriarchaler Ägide bescheinigt.

Und heute? Reaktionäre meinen, dass die Familie die Einsparungen sozialer Leistungen kompensieren muss. Unter der stillschweigenden Annahme, Familien würden sich untereinander helfen, fördert die AfD die Familie nach dem Leistungsprinzip zum alleinigen Reproduktions-, Versorgungs-, Pflege- und Unterhaltsinstitut und will Sozialversicherungen abschaffen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Bonar, Ena: Die Ungleichstellung von Frauen ist gemacht. Entrechtung von Frauen als Ergebnis kapitalistischer Regulation, in: *Contraste* # 373.

Marx, Karl/ Engels, Friedrich, (1984): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. MEW 21. Hottingen-Zürich.

Gisela Notz 2015:

Kritik des Familismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes.

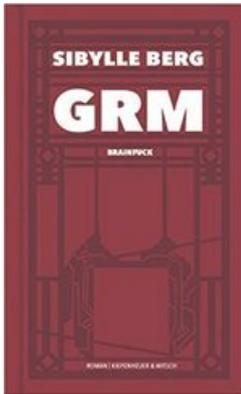
Schmetterling Verlag, Stuttgart.

ISBN: 3-89657-681-X.

222 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Anne Alex: Der falsche Schein des Familismus. Erschienen in: Antiimperialismus global. 43/ 2017, Liebe, Sex und Dating im Neoliberalismus. 65/ 2022, Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1407>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Erwachsenwerden in der Endzeit



Sibylle Berg
GRM
Brainfuck

Sibylle Bergs neuer Roman erzählt von einer Jugend nach dem Brexit: böse, heillos und messerscharf.

Rezensiert von [Stephanie Bremerich](#)

„GRM. Brainfuck“ beginnt da, wo die Welt zu Ende ist: in Rochdale, Großbritannien, einer „Stadt im Todeskampf“, die man „ausstopfen und als Warnung vor unmotivierter Bautätigkeit in ein Museum stellen müsste“ (S. 8). Hier leben die Armen, Abgehängten und „Überflüssigen“ der Gesellschaft. Und hier wachsen Don, Hannah, Karen und Peter auf, „Außenseiter in einer Welt des normalen Elends“ (S. 158) und Hauptfiguren von Sibylle Bergs neuem Roman.

Wir befinden uns in einem England der nicht allzu fernen Zukunft. Nach dem Brexit ist das Land mittlerweile in eine „geregelte Eskalationsphase“ (S. 428) eingetreten, die mit dem erfolgreichen Abbau des Sozialstaates, dem direkten Weg in die Zweiklassengesellschaft, der totalen Überwachung und biopolitischen Kontrolle sowie der Unterdrückung aller, die keine Kaufkraft haben und nicht zur männlichen weißen Elite gehören, einhergeht.

Coming of Age in der Endzeit

Keine guten Zeiten, um erwachsen zu werden. Erzogen werden Don, Hannah, Karen und Peter nicht von ihren Eltern, sondern von ihren digitalen Endgeräten, denen sie die wenigen schönen Augenblicke ihres Alltags verdanken. Einsamkeit, Demütigung, Verwahrlosung, Missbrauch, Drogen, Vergewaltigung, Prostitution – tatsächlich bleibt ihnen so gut wie nichts erspart.

Was nach Sozialklamotte klingt, geht in Wahrheit weit darüber hinaus. Sibylle Berg schildert das Coming of Age in der Endzeit so, wie es vermutlich sein wird: bizarr. Die vier Kinder erstellen eine „Todesliste“ (S. 106) und beschließen, sich zu rächen. Dabei bekommen sie es mit allerlei neuen technologischen Daumenschrauben und Optimierungs-Tools zu tun, treffen auf Hacker*innen im Untergrund, autokratische Eliten mit den abartigsten sexuellen Vorlieben, militante Abtreibungsgegner, irre Oligarchen und Programmierer, denen die künstliche Intelligenz allmählich über den Kopf wächst. Das alles ist rasant erzählt, blitzgescheit und mitunter auch schockierend. Aber bewegt es auch?

Naja, wenn man „GRM“ nur als Roman liest, und wenn man von diesem Roman komplexe Persönlichkeiten und psychologische Tiefenschärfe erwartet, wird man womöglich enttäuscht sein. Einfühlsame Charakterstudien findet man hier nämlich nicht. Darum geht es aber auch gar nicht. Sibylle Bergs Figuren sind grob geschnittene Stellvertreter*innen einer Welt, die ihren Mitgliedern nichts mehr zu bieten hat, schon gar nicht die freie Entfaltung des Individuums. Ihr Buch zielt nicht auf die subtile Vermessung des Subjekts, sondern auf die Zergliederung des großen Ganzen, dessen kaputte Strukturen der Text Stück für Stück freilegt – messerscharf, schwarzhumorig, fies und absolut unversöhnlich.

Die im Roman entworfene Post-Brexit-Gesellschaft ist eine Verlängerung der Orwell'schen Überwachungsdictatur unter den Vorzeichen des globalen und digitalen Kapitalismus und unter dem Deckmäntelchen eines vermeintlichen Sozialstaates. Grundeinkommen für alle? Gibt es! Allerdings nur als Vorwand, um Sozialhilfe, Rente, Krankentagegeld und Invalidenzahlungen abzuschaffen. Und auch nur für diejenigen, die sich einen Chip einpflanzen lassen, auf dem sämtliche persönliche Daten registriert sind. Mit diesem werden außerdem die „sozialen Punkte“ erfasst, die die Bürger*innen fortan durch vorbildlichen Lebenswandel erwirtschaften müssen – natürlich für alle öffentlich online einsehbar:

„Von Lob oder Tadel der Schwarmintelligenz abgesehen sind die Punktezahlen auch für Vermieter, Banken, Versicherungen und potenzielle Geschlechtspartner interessant. Beziehungsweise nicht interessant. Jede Woche wird der ‚Verlierer der Woche‘ ermittelt, der ganz weit oben im negativen Ranking steht. Die Verlierer, die auf der Startseite der KarmaPoint-Homepage erscheinen, werden in den darauf kommenden Wochen online begleitet: Beim Verlust ihrer sozialen Kontakte (man meidet Verlierer), beim Verlust ihrer Wohnung, ihrer Jobs, ihrer Heizung, ihres Wassers. Die gesellschaftliche Genugtuung erreicht ihren Höhepunkt, wenn so ein Unmensch am Ende der öffentlichen Observation am Straßenrand hockt. Mithin werden sie auch zusammengeschlagen, die Punkteversager. Das Zusammenschlagen von Punkteversagern führt zu keinem Punktabzug.“ (S. 282)

Sibylle Bergs Pointen sind überspitzt und brachial. Zugleich sind sie nur einen Wimpernschlag von unserer Gegenwart entfernt. Da ist die konsequente Privatisierung des Gesundheitswesens, da sind Nationalismus und Abschottungsbestrebungen, denen die komplette wirtschaftliche Übernahme des Landes durch chinesische Firmen gegenübersteht. Da ist die Ablösung des Bargelds durch eine neue virtuelle „Kryptowährung“, die von den Finanzinstituten kontrolliert wird. Und da sind Städte „voll mit angespannten Menschen, denen auch das Grundeinkommen keine wirkliche Ruhe geschenkt hat“ (S. 353), denn:

„Das Geld langt einfach nicht, obwohl die offiziellen Zahlen so hervorragend sind. Dank Grundeinkommen gibt es keine Arbeitslosen mehr. Dank Minijobbern und JobHoppfern und Miniverträgen und Leiharbeit und Jobnomaden [...]. Die ein wirklich freies Leben führen. Na ja, irgendwie. Zu denen immer wieder Kamerateams der BBC fahren. Gefahren sind. Früher. Gehabt haben. Tschüssi.“ (S. 353)

Grime

An dem abgebrühten Sound, der die Grenze zum Plakativen und zum Zynismus mehr als einmal überschreitet, kann man sich gewiss stoßen. Er ist aber konsequent. Denn ebenso disharmonisch, dreckig und übersteuert wie die erzählte Welt ist auch der Text. Es passt gut, dass Sibylle Berg ihre Buchpräsentationen kurz nach der Veröffentlichung des Romans nicht in Form von Lesungen, sondern als Performances mit „Grime“ abgehalten hat, einer Musik, die für die Jugendlichen im Buch eine Schlüsselfunktion spielt und die in den PoC-Communities in den ökonomisch abgehängten Londoner Stadtteilen entstanden ist. Grime heißt Schmutz und ist düster-elektronischer Highspeed-Rap mit hohem subversivem Potenzial. Und ein bisschen Grime ist auch Sibylle Bergs Prosa. Das Arrangement ist experimentell, die Sätze krachen roh und abgehackt aufeinander, die Perspektiven wechseln sprunghaft und übergangslos, dazwischen immer wieder Momente von schlichter brutaler Poesie. Vermittelt wird das Ganze von einer Erzählstimme, die gar nicht so einfach zu verorten ist: unbarmherzig, aber nicht teilnahmslos, abgeklärt, aber nicht klinisch, ultracool, aber nicht scheißegal. Das ist das eigentlich Markante an diesem Text, aus dem echte Wut spricht und der auf über 600 Seiten eine gewaltige Empörungsenergie freisetzt.

„GRM. Brainfuck“ ist nicht bloß eine Dystopie oder ein Gesellschaftsroman. Es ist eine literarische Not-Operation am offenen Herzen unserer Gegenwart.

**

Eine gekürzte Version dieser Rezension erschien am 12. April 2019 in *an.schläge. Das feministische Magazin*, online [hier](#)

Sibylle Berg 2019:

GRM. Brainfuck.

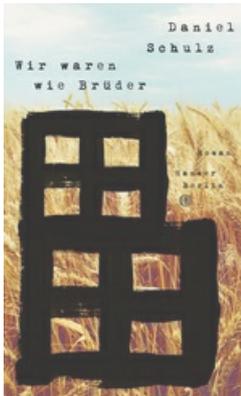
Kiepenheuer & Witsch, Köln.

ISBN: 978-3462051438.

640 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Erwachsenwerden in der Endzeit. Erschienen in: Vom Ende erzählen: Dystopien in der Gegenwartsliteratur. 52/ 2019, Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1557>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Noch ein Nachwenderoman aus der Provinz



Daniel Schulz Wir waren wie Brüder

Waren wir nicht alle mit Nazis befreundet? (Noch) ein Roman über fest verschlossene Augen, Kompromisse und ein Coming of Age.

Rezensiert von [Friederike Jahn](#)

In seinem autobiografischen Debutroman beschreibt Daniel Schulz das Aufwachsen als Jugendlicher in der Wendezeit in der brandenburgischen Provinz. Es geht um jugendliche, zumeist männliche Freundschaft, die Schulzeit, das Verhältnis zu den Eltern, das Verhältnis zum alten und neuen Staat, die massiven gesellschaftlichen Veränderungen, aber auch das Verliebtsein – und immer wieder Gewalt. Schulz hat das Aufblühen der so genannten Baseballschlägerjahre im wahrsten Sinne des Wortes hautnah miterlebt und könnte so zu einem guten Chronisten ebenjener Jahre werden. 30 Jahre nach dem Mauerfall scheint es, dass sich ein kollektives Gedächtnis über die Nachwendejahre etabliert hat. Von dem Untergang der DDR überrumpelt, nachdem man in ihr als Kind eigentlich gut klargekommen war, tauchen Nazis wie aus dem Nichts auf und dominieren den Alltag. Der Roman „Wir waren wie Brüder“ bedient diese Allgemeinplätze und das funktioniert, weil wir Klischees und Vorannahmen so unglaublich gut verinnerlicht haben und daran glauben wollen.

Aufwachsen

Der Einstieg in das Buch ist – abgesehen von dem Vorgriff, der uns erklärt, dass es um keine schöne Erinnerung geht – ähnlich den Büchern, die seit einiger Zeit über die Nachwendejahre in der Provinz geschrieben wurden, wie Grit Lemkes „Wir Kinder von Hoy“ oder Manja Präkels „Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß“. Die eigentliche Geschichte beginnt kurz vor dem Untergang der Deutschen Demokratischen Republik: mit einer aus Kindersicht positiven Bezugnahme auf den Sozialismus und vielleicht auch auf die DDR. Wobei schnell deutlich wird, dass sich die Kinder durchaus innerhalb des Systems sehen, man könnte hämisch behaupten, dass die Propaganda auch bei Kindern gut funktionierte: „Wenn ich mir vorstelle, dass der Westen gewinnt, wird es in meinem Magen ganz heiß.“ (S. 17) Durch die gewählte Darstellung einer glücklichen Kindheit und der Angst vor dem Westen wird aber auch die drastische Veränderung, die durch den Mauerfall alle Lebensbereiche und Familien betraf, herausgestellt. Der Protagonist und seine Kinderfreund*innen haben tatsächlich Angst vor dem westlichen Imperialismus und der Vereinnahmung der DDR durch den Westen. Mit reichlich DDR-Insidern und -Vokabular gespickt, setzt das Buch die Messlatte des Lesevergnügens hoch. Das liegt auch daran, dass literarische Größen wie Stokowski und Kapitelman sich in lobenden Tönen über den Roman äußern.

Der Roman ist in kurze, fast möchte man meinen knappe Kapitel gegliedert, die nicht unbedingt zusammenhängen, letztlich aber ein großes Ganzes ergeben und eine Kindheit und Jugend in der Brandenburger Provinz schildern. Die Erzählung ist zwar individuell – beispielsweise war es zu

DDR-Zeiten eher unüblich, einen ranghohen NVA-Offizier als Vater und eine überzeugt praktizierende Protestantin als Mutter zu haben – trotzdem ist der Lebensweg an sich eher beispielhaft für einen von vielen in dieser Zeit. Es bleibt unklar, ob die Szenen, die beschrieben werden, nur in Brandenburg hätten spielen können. Die Gewalt in der Schule, der Klassenhass, der bereits bei den jungen Schüler*innen sichtbar wird bei der Frage, wer aufs Gymnasium geht und wer nicht, die Konkurrenz, Gemeinheit und Prügelei auf dem Schulhof: All das ist weder eine Besonderheit Brandenburgs noch der Nachwendezeit. Die Besonderheit ist vielleicht, in welchem Ausmaß und Häufigkeit rassistisches und antisemitisches Vokabular bedient wird. Zwar ist dem Buch eine Triggerwarnung vorangestellt, die leicht zu überlesen ist – doch es bleibt fraglich, welchen Mehrwert die Reproduktion dieser Sprache hat.

Gewalt ohne Namen

Dass ein Buch über die gewaltvolle Nachwendezeit nicht ohne gewaltvolle Darstellungen auskommt, scheint klar. Unklar ist manchmal, wann es sich um die allgemeine Gewalt der Gesellschaft und eines Umbruchs und wann um neonazistische Gewalt handelt. So zum Beispiel die Szene einer Demütigung eines Kindes, sehr wahrscheinlich durch einen Nazi. Allerdings ist die einzige Beschreibung der Person: „Auf seinem rechten Arm steht etwas in alter Schrift [...]. ‚Tannenberg‘ steht da.“ (S. 46). Hier wird exemplarisch deutlich, was sich durch das gesamte Buch zieht: eine Szene, die vor allem durch eine vage Beschreibung der Beteiligten und die Vorannahme der lesenden Person zu einer Erzählung neonazistischer Gewalt wird. Es wird etwas ungreifbar Schlimmes transportiert, das nicht weiter definiert wird. Die tief sitzende Angst, die solche Szenen in ihrer Unbegreiflichkeit und Absurdität bei den Kindern und Jugendlichen entfachen, wird sehr explizit geschildert. Durch den Allgemeinplatz, „alles Nazis im Osten“ wird diese Gewalt vermeintlich verständlich, verliert aber ihre Spezifik. „Was ist Angst? [...] Was ist Verrat?“ (S. 45) Die Frage wird nicht aufgeklärt, aber die Angst, die bleibt trotzdem.

Die konkrete Beschreibung von Nazis kommt relativ spät. Bei der Bezeichnung der „Kinderglatzen“ beispielsweise wird sichtbar, dass Nazis eine solche Normalität sind, dass schon der Nachwuchs sich anpasst. Das lässt aufhorchen, mehr aber auch nicht. Die Region des Gehirns, die Vorannahmen bestätigt sieht, ist mit dieser lapidaren und knappen Beschreibung befriedigt.

Eine Stärke des Buches hingegen ist, dass die Feinheiten der Misere der Nachwendezeit erzählt werden. Und zwar unaufgeregt, fast schon nebenbei: der Krebs derjenigen, die nach der Wende arbeitslos wurden und sich tot gesoffen haben, der Streik der Arbeiter*innen in Bischofferode, die Verzweiflung derer, die sich nur noch durch den Freitod zu helfen wussten.

Coming of Age

Eine sehr zentrale Rolle nimmt die mehr oder weniger unerwiderte Liebe des Protagonisten ein: Mariam wird als „Werwolfina“ (S. 51) eingeführt. Sie spielt mehrere Rollen: das toughe Girl, die es schafft, auch die hart gesottenen Jungs in die Schranken zu weisen; die mysteriöse Fremde, die durch die Beschreibung ihres Aussehens und ihres Temperaments exotisiert wird; das Objekt der Begierde eines Teenagers, aber auch die Fremde, die anders ist als die anderen Jugendlichen der Brandenburger Provinz. Die Figur, die Mariam spielt, ist mehr als unangenehm: Sie zeigt einmal mehr, dass Frauen keine Rolle gespielt zu haben scheinen, außer den Muttis, die am Rand als diejenigen erscheinen, die die Wäschekörbe und Aufträge verteilen. Mariam wird als eine Person dargestellt, die die Beschreibung „Klischee“ in jeder Hinsicht verdient: als exotisierte Person, die über ihre Herkunft – die *anders* sein muss als die der anderen – ungenaue Auskunft gibt. Als unabhängige Frau, die sich am Ende ein bisschen fies aus der Beziehung stiehlt (die schlussendlich dann doch noch kurz eingegangen wird). Als eine der wenigen weiblichen Personen im Buch, die eine zentrale Rolle spielt und die das vor allem durch einen rabiaten Auftritt und schlechte Kommunikation schafft. Ein bisschen habe ich mich beim Lesen betrogen gefühlt: Wollte ich einen Roman über die Nachwendezeit lesen, meinethwegen auch mit allem was dazugehört, habe ich eine

durchgenudelte Kitschromanze bekommen, der vor Allgemeinplätzen und Klischees nur so trieft. Das traurige ist, dass Daniel Schulz in einem Podcast zu seinem Buch sagt, dass er genau das will: „Ein bisschen Romantik muss sein“.

Der Horror der Nazis

Das gesamte Buch hindurch werden vereinzelte Szenen geschildert, bei denen die Menschenverachtung der „Freunde“ des Protagonisten klar wird. Unverständlich bleibt, warum er daneben sitzt und nichts tut. Ist es die viel zitierte Angst? Nein, denn die wird an anderer Stelle schonungsloser, ehrlicher und eindringlicher beschrieben. Es erscheint, dass es die Normalität des Ganzen ist, die Alternativlosigkeit. Doch es werden auch immer wieder kleinere Situationen geschildert, die anmuten, der Protagonist sei ein Held. Oder sich als Linker sieht? Es wird letztlich nicht ersichtlich, warum der Protagonist sitzen bleibt, wenn Auschwitz in Frage gestellt wird, die einzigen Schwarzen Jugendlichen des Dorfes beleidigt werden, die Reichen aus Zehlendorf (woher kommen die eigentlich auf einmal, warum werden sie Buletten genannt und was genau machen die?) sich rassistisch über Kreuzberg auslassen.

Der Roman von Schulz hat Potenzial – das leider nicht genutzt wird. Die Kapitel sind zu kurz, immer, wenn man gerade das Erzählte durchdringen will, ist auch schon wieder Schluss mit der Erzählung. Das ist schade, denn dadurch verharren sie in den genannten Allgemeinplätzen, muss viel hinzu interpretiert oder sich der Feuilletons der letzten Jahre bedient werden. Dadurch wirkt der Roman wie ein Verstärker dieser Erzählungen und Klischees. Die Reflexion der eigenen Rolle kommt dabei genauso zu kurz wie eine irgendwie geartete Erklärung. Die jedoch wird erwartet, weil so oft die Erzählung weniger literarisch als vielmehr Oberlehrer*innenhaft daherkommt. Es erscheint, dass der Autor die eigene Enttäuschung über sich selbst verarbeiten wollte.

Das Buch könnte ein weiterer Beitrag sein zum Verständnis über die ostdeutsche Provinz und der fast selbstverständlichen Etablierung von Nazistrukturen, vor allem aber der Naivität und dem Nicht-Wahrhaben-Wollen. Leider lässt der Roman den roten Faden vermissen und damit auch eine Stringenz, die für das Verstehen vonnöten gewesen wäre. Am Ende des Buches erscheinen die Protagonist*innen nach wie vor farblos und austauschbar, es gelingt auf knapp 300 Seiten nicht, ihnen das Leben einzuhauchen, was für einen Roman nötig wäre, den man mit Spannung liest.

Obwohl es laut Klappentext des Buches um das Jahrzehnt nach der Wende und die Nazistrukturen in der brandenburgischen Provinz gehen soll, fühlt es sich eher an wie ein Coming-of-Age-Roman, bei dem wir dem Protagonisten beim männlichen Pubertieren zugucken müssen und bei dem zufälligerweise Nazis auch eine Rolle spielen. Die Stärke des Romans liegt darin, dass der Autor ehrlich ist: Ja, ich habe mit Nazis gehangen, ja ich hatte Angst, ja, ich war ein Teil davon. Genau das zeigt ein wichtiges Problem – welches aber durch die Lektüre von „Wir waren wie Brüder“ nur in Teilen verständlicher wird und durch die Lektüre der anderen, besseren Romane über die Nachwendezeit ergänzt werden muss.

Daniel Schulz 2022:
Wir waren wie Brüder.
Hanser Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-446-27107-4.
288 Seiten. 23,00 Euro.

Zitathinweis: Friederike Jahn: Noch ein Nachwenderoman aus der Provinz. Erschienen in: Pandemisches Zeitalter. 63/ 2022, Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1760>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Die Spitze der Gewalt



Autor*innen-Kollektiv BIWI KEFEMPOM

Femi(ni)zide

Kollektiv patriarchale Gewalt bekämpfen

Die Sammlung kämpferischer feministischer Praxen und Erinnerungen an vergangene Kämpfe bietet einen Einstieg in den Diskurs um femi(ni)zidale Gewalt.

Rezensiert von [Clara Hoppe](#)

Die Veröffentlichung von „Femi(ni)zide – Kollektiv patriarchale Gewalt bekämpfen“ vom Autor*innenkollektiv BIWI KEFEMPOM fällt in eine Zeit, in der der Umgang mit geschlechtsbezogener Gewalt in der Linken wieder in den Fokus gerückt ist. Sie fällt aber auch in eine Zeit, in der viele Bücher zu Femi(ni)ziden publiziert wurden (beispielsweise „Femizid – Der Frauenkörper als Territorium des Kriegs“ von Rita Segato sowie aus journalistischer Sicht „Femizide: Frauenmorde in Deutschland“ von Julia Cruschwitz und Carolin Haentjes). Von vielen dieser Bücher wollen sich die Autor*innen abgrenzen, sofern sie auf einzelne Taten und Täter fokussierten.

BIWI KEFEMPOM haben den Anspruch, nach den gesellschaftlichen Ursprüngen und der Normalität beziehungsweise Normalisierung alltäglicher Gewalt zu suchen, immer vor dem Hintergrund der Frage, wie diese bekämpft werden kann. Insgesamt bleiben sie jedoch hinter diesem zugegeben sehr hohen Anspruch etwas zurück. Das Buch entstand aus einem bewegungspolitischen Ansatz und trägt sozusagen das gesammelte Erfahrungswissen von „Claim the space“ zusammen, einem autonomen feministischen Bündnis in Wien, welches nach jedem Femi(ni)zid Kundgebungen organisiert. Dabei versuchen die Autor*innen das Wissen aus der Praxis mit theoretischen Ansätzen zu verweben, was mal mehr mal weniger gut gelingt.

Mit seinem kämpferischen Praxisbezug ist das Buch ein Aufruf, sich zu vernetzen und gemeinsam gegen die systemische Gewalt zu kämpfen. Zum anderen ist es eine Erinnerung an Geschehenes und ein Überblick, in welcher Form Feminist*innen seit Jahrzehnten auf die Straße gehen.

Definition von Femi(ni)ziden

Die Autor*innen wenden sich gegen die häufig verwendete verkürzte Definition von Femi(ni)ziden als vergeschlechtlichte Morde – also Morde an „Frauen, weil sie Frauen sind“. Auf diese Weise würden Frauen* essentialisiert und nicht nach dem Spezifischen der Gewalt gesucht. Sie richten ihren Blick auf die strukturelle Dimension, die mit bestimmten Vorstellungen von „Weiblichkeit“ eine binär geprägte Hierarchisierung vornimmt, in der weiblich gelesene Personen „dem Mann“ in seiner Dominanzposition untergeordnet werden. Sie nehmen in ihrer Analyse die Geschlechterverhältnisse in den Blick und legen deren Macht- und Herrschaftsverhältnisse offen.

Die Autor*innen wehren sich vehement gegen das bürgerliche Framing, dass Gewalt in unseren Gesellschaften des globalen Nordens ein Randphänomen darstelle und es sich jeweils um einzelne tragische Taten handele. Sie beschreiben diese eher als Normalzustand, der durch Ideale wie die bürgerliche Kleinfamilie, einen rassistisch geprägten Staat und die hierarchische Trennung in binäre Geschlechterrollen hervorgebracht wird. Geschlechtsbasierte Gewalt beginnt nicht mit dem

Femi(ni)zid. Dieser ist nur die Spitze eines Gewaltkontinuums, welches in Anlehnung an Rita Segato auch als femi(ni)zidale Gewalt bezeichnet werden kann. Femi(ni)zide sind immer

„both private and public‘, sie sind also immer Teil staatlicher und gesellschaftlicher Strukturen, die diese Taten ermöglichen, stützen, hervorbringen oder schützen. Femi(ni)zide sind keine Einzelfälle, sondern Teil systemischer Gewalt, d.h. Ausdruck sozialer, politischer, ökonomischer und kultureller Ungleichheiten.“ (S. 75)

Die Autor*innen zeigen, dass Frauen* nicht nur durch Morde sterben, sondern auch dadurch, dass der Staat die Verhältnisse zulässt und reproduziert, in denen diese Morde geschehen können. Sie sehen den Begriff Femi(ni)zid nicht als feste Kategorie, sondern immer als Mittel, um zu untersuchen, welche Muster und Gemeinsamkeiten in der jeweiligen Gewalt zu finden sind. So ist der Begriff Femi(ni)zid ein politischer, der Verhältnisse verhandelbar und analysierbar macht.

„Femi(ni)zide sind [...] immer auch ein Ausdruck gesellschaftlicher Gewaltverhältnisse, zugleich tragen sie aber unmittelbar zur Stabilisierung gesellschaftlicher Gewaltverhältnisse und eines Selbstverständnisses der Beherrsch- und Verfügbarkeit bestimmter abgewerteter Körper bei. Im Zuge dieser Gewalt werden bestimmte Körper nicht nur immer wieder objektifiziert (und zum Eigentum gemacht), sie sollen vor allem auch beherrschbar sein und bleiben.“ (S. 111)

Die Autor*innen wenden sich gegen karzerale Forderungen, also den Wunsch nach höheren Strafen für Täter, welcher auf der Vorstellung beruht, es gäbe einen gerechten Staat oder gerechte Strafen. Auf diese Weise könne sich nichts an den Ursachen ändern, der Staat dürfe nicht als Verbündeter angesehen werden. Es geht nicht darum, individuelle Täter einzusperren, sondern die bestehenden Strukturen und die eigene Involviertheit in diese Strukturen zu reflektieren, die das patriarchale System aufrechterhalten. An dieser Stelle greift das Buch jedoch zu kurz. Es hätte beispielsweise etwas zu Täterarbeit geschrieben werden können – die Strukturen hinter den Taten erscheinen vielleicht offensichtlich, aber was sind neben Bestrafung mögliche, auch präventive Lösungen? Was kann neben der Politisierung der Taten getan werden? Wie kann in der eigenen Community gearbeitet werden? Das sind Fragen, die ungestellt und unbeantwortet bleiben.

Übersetzung eines Konzeptes?

Man merkt dem Debattenbeitrag, als den die Autor*innen ihr Buch verstehen, deutlich an, dass es auch um eigene Aushandlungen und den Versuch geht, sich zu positionieren und zu definieren. Dabei werden immer wieder Kritikstränge postmoderner Debatten aufgegriffen. Sei es der Streit um die Benennung geschlechtsbezogener Gewalt gegen Frauen*, das Übernehmen und Aneignen von Begriffen als neokoloniale Praxis, die Schwierigkeit von Definitionen und Zahlen, da diese immer auch andere Erfahrungen und Leidenswege unsichtbar machen und ausschließen, aber auch die Positionalität in der Wissensgenerierung und die Machtverhältnisse, die diesen innewohnen.

Die Autor*innen versuchen, viele Perspektiven miteinzubeziehen und dabei Brücken zu schlagen, Gemeinsames in unterschiedlichen Ansichten zu finden, um solidarisch mit Differenzen umzugehen und unterschiedliche Erfahrungen nebeneinander sichtbar zu machen und nicht gegeneinander auszuspielen. So zeigt schon das „Femi(ni)zid“ im Titel den Anspruch, unterschiedliche Konzepte zusammenzubringen und das Gemeinsame, aber auch die Unterschiede in ihnen deutlich zu machen – so wurde der Begriff Femizid etabliert, um dem Phänomen von Gewalt gegen Frauen einen Begriff zu geben, welcher dann im lateinamerikanischen Raum zu Feminizid erweitert wurde, um auch die sozialen Bedingungen der Taten sowie die staatliche Involviertheit und Mitschuld zu betonen.

Feministische Raumnahme

Die Autor*innen messen dem „Raum“ einen hohen Stellenwert bei. In der liberalen und

bürgerlichen Gesellschaft werden die Familie und das Zuhause als sicherer Rückzugsort dargestellt und der öffentliche Raum als bedrohlich. Diese Darstellung verkennt jedoch, dass für weiblich gelesene Personen das eigene Zuhause oft einer der gefährlichsten Orte ist: „Diese bürgerlich-patriarchale Vorstellung, das ‚Private‘ sei ein abgeschlossener Raum, an dem ‚andere‘ Regeln gelten und in den sich staatliche Politiken nicht einzumischen hätten, rechtfertigt und sichert patriarchale, männliche Besitz- und Vormachtvorstellungen.“ (S. 100)

Die Ambivalenz des Raums in feministischen Kämpfen wird ebenfalls thematisiert. Zum einen ist die Öffentlichkeit für weiblich gelesene Personen meist ein Raum, aus dem sie verdrängt werden und dem Privaten zugeschrieben werden. Zum anderen kann das Private ein Rückzugsort vor dem Staat sein, jedoch nicht vor jenen Menschen, mit denen man sich diese Räume teilen muss. Daher ist die feministische Praxis der Raumnahme, also das öffentliche Thematisieren der Gewalt im Privaten sowie die Einnahme des Raumes durch diese vermeintlich privatisierten Körper bereits eine wichtige politische Praxis: „Raumnahme als Form feministischer Praxis ermöglicht uns, das patriarchale Geschlechterverhältnis in seiner Komplexität in Frage zu stellen“ (S. 130). So treffen sich Aktivist*innen und Gruppen, welche sich wie Claim the Space in Wien zusammengeschlossen haben, um keinen Femi(ni)zid mehr unbeantwortet zu lassen. Dafür werden und wurden in vielen Städten Plätze in Widerstandsplätze oder Ni-una-Menos-Plätze umbenannt, um „Femi(ni)zide in die Öffentlichkeit zu rücken und Räume der Erinnerung aber auch des kollektiven Austauschs zu schaffen“ (S. 174).

In Wien ist dieser Ort der ehemalige Karlsplatz, dort versammeln sich nach jedem Femi(ni)zid Menschen, um der Wut und Trauer Ausdruck zu verleihen und der Vereinzelung entgegenzuwirken.

„Die Versammlung geht also über sich hinaus und lebt in den geschaffenen Vernetzungen und zahlreichen Interaktionen weiter, die jenseits der konkreten Reaktion auf einen Femi(ni)zid stattfinden. Das kollektive Einnehmen eines Raumes schafft einen Ort, an dem kontinuierlich vielfältige Kritiken an der Beschaffenheit von Raum im Konkreten und den gesellschaftlichen Verhältnissen im Allgemeinen formuliert werden können und an dem kollektiv Verständnisse und Vorstellungen davon, wie es anders sein könnte, entwickelt werden. Sich diesen Raum zu nehmen, bedeutet demnach, präsent zu sein und so den Raum, der sich von Mal zu Mal unterscheidet, zu gestalten.“ (S. 193 f.)

Die Praxen, die sich aus der Vernetzung entwickeln, werden aus den Interviews mit Aktivist*innen über vergangenen Protestformen deutlich: Hier werden beispielsweise „Frauenpatrouillen“ genannt, welche in den 1990er Jahren durch die Straßen Wiens patrouillierten „um zu zeigen: Die Straße gehört uns!“ (S. 137). Ebenfalls wird von Sticker- und Spray-Aktionen berichtet oder von Straßentheater, in dem auf aktuelle Zeitungsberichte eingegangen wurde. Es wird von Kurzfilmprojekten berichtet, Stadtteilarbeit aber auch dem Kampf um Gewaltschutzgesetze und die Etablierung von Frauenhäusern.

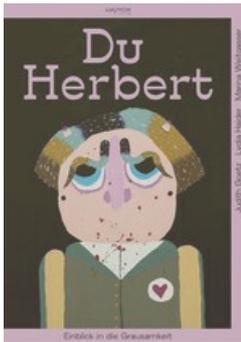
Gewalt benennen, um sie zu bekämpfen

Der Ansatz des Buches ist deutlich: Das Autor*innenkollektiv will andere motivieren, sich zu organisieren und gemeinsam gegen die Verhältnisse zu kämpfen. Sie sehen den Diskurs um femi(ni)zidale Gewalt dabei als Möglichkeit, verschiedene Debatten und Kämpfe zu verknüpfen, indem Räume für Diskurse und Erfahrungen geöffnet werden und die kollektiven Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten so erkannt werden können. Es gilt, so das Kollektiv, zu erkennen, dass der „Kampf gegen patriarchale Gewalt ein Kampf gegen die gesellschaftlichen Bedingungen ist, die Gewalt hervorbringen, ermöglichen und stabilisieren.“ (S. 271) Dazu liefert das Buch in jedem Fall einen Beitrag, richtet sich jedoch eher an Leser*innen, die einen Einstieg in das Thema, Inspirationen für ihre eigene politische Arbeit suchen oder sich einen Überblick über die wissenschaftlichen Debatten verschaffen wollen.

Autor*innen-Kollektiv BIWI KEFEMPOM 2023:
Femi(ni)zide. Kollektiv patriarchale Gewalt bekämpfen.
Verbrecher Verlag, Berlin.
ISBN: 9783957325525.
296 Seiten. 19,00 Euro.

Zitathinweis: Clara Hoppe: Die Spitze der Gewalt. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023.
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1828>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Blick in den Abgrund



Lydia Haider / Judith Goetz / Marina Weitgasser

Du Herbert

Einblick in die Grausamkeit

*Die drei Autor*innen fangen die Realität männlicher Gewalt so erschreckend ein, dass man nicht weiterlesen möchte.*

Rezensiert von [peps perdu](#)

Grundlage dieses Buches sind die von Marina Weitgasser im Jahr 2020 gesammelten Screenshots der Startseite des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ORF.at, die über Gewalthandlungen durch Männer vermeintlich neutral berichten. Diese werden wissenschaftlich durch die Politikwissenschaftlerin Judith Goetz in den gesellschaftlichen Kontext eingeordnet. Begleitet wird dies durch einen endlosen fiktiven Monolog eines Mannes, der Gewalt rechtfertigt und legitimiert.

Den Autor*innen geht es dabei weniger um die individuellen Vorfälle, sondern darum, „die hohe Frequenz, Brutalität und Systematik, mit der die Taten vollzogen werden, aufzuzeigen“ (S. 5). Dies gelingt ihnen in erschreckender Weise. In der Gesamtkomposition ergibt das über 180 Seiten Abgründe des Patriarchats, in welcher Gewalt- und Machtausübung an der Tagesordnung sind. Männliche Gewalt als Normalität hat dabei auch die dominante Kontrollfunktion, Normierung herzustellen und Menschen auf ihren (gesellschaftlichen) Platz zu verweisen. Jede einzelne Seite dieses Buches ist eine Qual, zeigt es doch die Grenzenlosigkeit männlicher Gewalt in all ihren Facetten auf. Von Januar bis Dezember, ob auf der Skipiste, im Supermarkt, im Auto oder Privatwohnungen, ob Frauen, Männer oder Kinder betroffen sind, Väter oder Mütter, Partnerinnen oder Fremde. Egal ob allein, in der Gruppe oder mit weiblicher Unterstützung – Männer üben Gewalt mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln aus, von der Faust über Messer, Bomben, Sturmgewehre, Autos, Gartengeräten, Toaster oder Fondue-Spießen. Diese zeigt sich als Beleidigungen, Raub, sexualisierte Gewalt, Femi(ni)zide und Terroranschläge.

Sprachliche Verharmlosung als Normalität

Unerträglich sind nicht nur die beschriebenen Handlungen, sondern auch die Berichterstattung und die ergänzenden Informationen zu einzelnen Gerichtsurteilen, die den Beweggründen der Täter stets mehr Raum geben als der Empathie gegenüber den Opfern. Auf ORF.at wird gerade bei familiären Gewalttaten von „Streits“ gesprochen, was den Opfern zumindest eine Mitschuld an dem gibt, was ihnen passiert ist. Dabei geht es hier nicht allein um die Verharmlosung der Taten in Bezug auf Sprache, sondern um ein strukturelles Problem in der Auseinandersetzung mit Gewalt: Die Beweggründe, die zu Gewalt führen, werden nicht bei der Gewalt ausübenden Person selbst, sondern im Außen gesucht: Die Frau hat widersprochen, das Kind war zu laut, die Maskenpflicht zu einschränkend – diese vermeintlichen Erklärungen zeigen erneut, wie Gewalt zur Durchsetzung von Kontrolle eingesetzt wird.

Exzellente dabei die Einordnung durch Judith Goetz. In ihren erklärenden Fußnoten erläutert sie, wie sowohl die Berichterstattung als auch die Taten in den gesellschaftlichen Kontext eingebettet sind und wie sich darin rassistische, antisemitische, queer- und obdachlosenfeindliche und verschwörungsideologische Machtverhältnisse zeigen. Sie führt immer wieder kritisch an, wie

oft die Nationalität von Tätern benannt wird, wenn sie nicht österreichisch ist, aber wie selten ein politischer Hintergrund vermutet wird, wenn Gewaltopfer migrantisch sind. In den Fußnoten lässt sich auch die Frustration von Götz herauslesen, dass immer wieder durch die Form der Berichterstattung und eine vermeintliche „Neutralität“ Gewalttaten bagatellisiert werden oder gerade in Beziehungstagen Frauen eine Mitschuld an der Gewalt gegeben wird.

Die Verschriftlichung als Qual

Die Unerträglichkeit der Vorfälle und Berichterstattung wird mit dem Monolog des Ich-Erzählers von Lydia Haider literarisch auf die Spitze getrieben. In aneinandergereihten Wortfolgen ohne Satzenden und Pausen werden die Vorfälle zu Erklärungen. Die Selbstverständlichkeit, Macht über andere auszuüben, das Überlegenheitsgefühl und der Kontrollwahn zeigen sich so eindringlich, dass es Ekel hervorruft, diese Sätze zu lesen. Wenn davon auszugehen ist, dass Literatur Menschen berühren soll, dann wird genau dies durch dieses Buch erreicht. Die grausame Verkörperung des Patriarchats im Ich-Erzähler zeigt sich auch in der Kontinuität der Gewalt, mit der das Buch endet: „mein lieber Schwan, hast du in diesem Jahr echt nichts gelernt [...] dass du das bist, was geändert werden muss, denn mich Herbert änderst du nicht oh nein nicht in tausend Jahren“ (S. 181).

Dieses Buch ist schmerzhaft zu lesen, und jede Seite eine Qual. Und doch ist es genau aus diesem Grund so wichtig, weil es Männlichkeit in seiner gewalttätigen Zuspitzung nicht nur benennt, sondern analysiert und kontextualisiert. Größter Respekt an die Autor*innen, die sich in diese Abgründe begeben haben.

Lydia Haider / Judith Goetz / Marina Weitgasser 2023:

Du Herbert. Einblick in die Grausamkeit.

Haymon Verlag, Innsbruck.

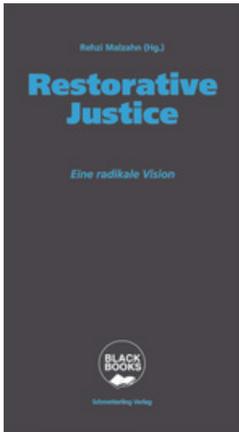
ISBN: 978-3-7099-8146-7.

184 Seiten. 24,90 Euro.

Zitathinweis: peps perdu: Blick in den Abgrund. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1829>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Der Täter als Reparaturprojekt



Rehzi Malzahn
Restorative Justice
Eine radikale Vision

Ein beklemmender Einblick in Argumentationsfiguren, die auf patriarchalen Mythen über Täter basieren und zulasten Gewaltbetroffener gehen.

Rezensiert von [Ashley Memo](#)

Was ist Restorative Justice, wörtlich übersetzt „wiederherstellende Gerechtigkeit“? Es handelt sich um eine Reihe angeleiteter „Wiedergutmachungs“-Verfahren, die als Reaktion auf die Zufügung von Schaden im weitesten Sinn angewendet werden. Dafür werden in der Regel mindestens die tatverantwortliche und die geschädigte Person beziehungsweise Personen miteinander ins Gespräch gebracht, häufig auch Personen aus den jeweiligen Umfeldern. In vielen Ländern sind restorative Verfahren heute staatlich fest eingebunden und werden als Ergänzung zu klassischen Strafprozessen eingesetzt. Vor allem im Jugendstrafrecht bieten sie eine kostengünstige Möglichkeit, Gerichte zu entlasten. In Deutschland sind restorative Verfahren kaum verbreitet, am ehesten finden sich Aspekte davon im sogenannten Täter-Opfer-Ausgleich oder in der Mediation.

Restorative Verfahren werden bis heute auch bei Fällen intimer und sexueller Gewalt eingesetzt. An dieser besonderen Anwendung haben Feminist*innen immer wieder Kritik artikuliert, die hier nur grob umrissen werden soll: Die Verfahren und ihre ideologischen Grundlagen seien im Allgemeinen nicht auf Gewaltbetroffene und ihre Bedürfnisse zentriert, sondern auf die Täter und ihre soziale Wiedereingliederung. Der Wunsch von Betroffenen nach Anerkennung ihrer Erfahrungen und nach praktischer Solidarität werde häufig nur oberflächlich abgehandelt und sogleich den täterzentrierten Verfahren untergeordnet. Entsprechend schnell werde in den Verfahren Druck auf Betroffene aufgebaut, Tätern zu vergeben und den Frieden der (patriarchalen) Gemeinschaft zu wahren. In diesem Sinne berge Restorative Justice eine massive Gefahr der Reviktimisierung Betroffener in und durch die Verfahren.

Solche Kritik wird in einem Großteil der Restorative-Justice-Literatur bis heute ignoriert oder heruntergespielt – und oft zugleich unfreiwillig bestätigt. Hierfür ist das vorliegende Buch, das 2022 im Schmetterlings-Verlag erschienen ist, ein Paradebeispiel. Die Autorin Rehzi Malzahn, Strafabolitionistin und Restorative-Justice-Praktikerin, nutzt Argumentationsmuster, die massiv zulasten Gewaltbetroffener gehen und die jenen Manipulationsstrategien stark ähneln, die gerade Täter intimer und sexueller Gewalt für gewöhnlich selber einsetzen.

Täterstrategien

Wer intime und sexuelle Gewalt ausübt, ist in der Regel ein Mann und folgt bestimmten, eingeübten Mustern mit dem Zweck, Kontrolle und Dominanz über Betroffene aufzubauen: Täterstrategien. Zwei zentrale Täterstrategien sind Schuldumkehr beziehungsweise Täter-Opfer-Umkehr und Angriffe auf die Realitätswahrnehmung von Betroffenen. Beide Strategien stehen in einem engen Zusammenhang.

Täter erklären in der Regel die Betroffenen zu den eigentlich Verantwortlichen beziehungsweise Schuldigen, sich selbst dagegen zu tragischen Opfern. Um diese Schuldzuweisung an Betroffene argumentativ zu untermauern, erfinden Täter angebliche eigentliche Gründe für ihre Gewalt, zum Beispiel „Provokationen“ durch die Betroffenen, eine schwierige Kindheit des Täters oder einfach Stress. Auf der Grundlage solcher Gründe stellen Täter Bedingungen: Wenn die betroffene Person will, dass die Gewalt endet, muss sie sich darum bemühen, den Täter je nach Erzählung weniger zu provozieren, seine schwierige Kindheit mehr zu berücksichtigen oder seinen Stress zu reduzieren. Tut sie das nicht, muss sie sich nach der Logik des Täters auch nicht wundern, wenn ihr wieder etwas passiert. Mit dieser Schuldumkehr und den damit verbundenen Angriffen auf die Realitätswahrnehmung Betroffener versuchen Täter die gleiche männliche Anspruchshaltung durchzusetzen wie auch mit ihrer sonstigen Gewalt: Betroffene sollen sich dem Willen des Täters unterwerfen.

Wenn die Täter mit den beschriebenen Strategien erfolgreich sind, kann sich etwas in der Realität von Betroffenen verschieben: Die Gewalt als solche, also als aktive, zielgerichtete Angriffe durch den Täter, kann aus der Wahrnehmung verschwinden. Was dann noch bleibt, ist ein diffuser, nicht klar benennbarer Stress und Mangel in der Beziehung, an dem Betroffene sich schuldig fühlen und den sie meinetwegen beheben zu müssen. Eine unmögliche Aufgabe. Denn die Macht darüber, ob die Gewalt endet, liegt weiter beim Täter. Schlimmstenfalls verstricken sich Betroffene so in eine traumatische Bindung, in der sie immer abhängiger vom Täter und seiner Willkür werden und ihn kaum noch als Ursache ihres Leidens erleben, sondern zunehmend als sicheren Anker in einer nicht begreifbaren schlimmen Situation, die beiden gleichermaßen zu passieren scheint. Diese verzerrte Wahrnehmung ist natürlich ganz im Sinne von Tätern, die damit zusätzliche Kontrolle über Betroffene gewinnen.

Täter als Reparaturprojekt

Warum diese bedrückenden Ausführungen in einer Rezension? Weil sich eine ganz ähnliche Verzerrung der Realität zugunsten von Tätern wie ein roter Faden durch das vorliegende Buch zieht. Malzahn verliert darin über die Strategien von Tätern oder über ihr Interesse an der Gewalt kaum ein Wort. Stattdessen ähnelt das, was das Buch über Täter verrät, gängigen patriarchalen Mythen. Gewalt erscheint im Buch als „Vorkommnis“ und „Missverständnis“ (S. 105), die Täter als tragische Gestalten und Opfer ihrer Umstände: Malzahn zufolge haben sogar „Mehrfachtäter*innen“ (!) oft „den Glauben an die Möglichkeit gewaltfreier Beziehungen aufgegeben“ (S. 107). Menschen würden gewalttätig, „weil sie selbst Gewalt erlebt haben“, oder in schwereren Fällen wegen ihrer „Kaputtheit“ (ebd.).

Die auf diese Weise entlasteten und verharmlosten Täter erklärt Malzahn im Tonfall einer Expertin zu einer Art Reparaturprojekt: Ihrer Meinung nach sind auch Gewaltbetroffene und ihre Umfeldler „zuständig für den re-integrativen Part, indem sie der Person (gemeint ist der Täter, A.M.) eine Perspektive anbieten.“ (S. 34) Warum überhaupt irgendjemand diese undankbare Aufgabe annehmen sollte, erläutert Malzahn an anderer Stelle:

*„Um sich zu trauen, brauchen auch Tatverantwortliche ein sicheres Umfeld, in dem sie sich mit ihren Schattenseiten zeigen und verletzlich machen können, um sich und ihre Taten zu verstehen. Verletzlichkeit führt weg von Scham und hin zu Mitgefühl – mit sich selbst und den anderen. Und je mehr Empathie jemand entwickelt, desto unwahrscheinlicher wird es, dass er*sie erneut Gewalt ausübt.“ (S. 108)*

Gefährliche Heilsversprechen

Solche Behauptungen gaukeln auch Betroffenen und ihren Umfeldern gerade dort Handlungsmacht vor, wo sie real am ohnmächtigsten sind: in der Rolle selbstloser Kümmer*innen, die es mit ihrer Hingabe irgendwie schaffen sollen, Mitgefühl in den Tätern zu wecken. Genau

diese Rolle allerdings hat ihre reale Grundlage überhaupt erst in der oben beschriebenen patriarchalen Schuldumkehr. Diese Rolle einzunehmen bedeutet real immer, sich (erneut) der Willkür des Täters auszusetzen. Denn er allein entscheidet, ob die anderen sich genug um ihn gekümmert haben. Sein Druckmittel besteht in der Gewalt, die er jederzeit wieder einsetzen kann und die er mit seinem Anspruch, dass andere die Verantwortung für seine Veränderung übernehmen sollen, immer schon mindestens subtil androht. Dieses herrschaftliche Verhältnis bleibt in der Argumentation des Buches aber weitestgehend ausgeblendet. Es erscheint stattdessen in verschleierte Form: als eine realistische Chance auch für Betroffene und ihre Umfeld, den Täter endlich zur Veränderung bewegen zu können, wenn sie nur ein Umfeld für ihn schaffen, das „sicher“ genug ist.

Wie zentral das Erzeugen falscher Hoffnungen für die Argumentation des Buches ist, zeigt sich auch dort, wo Malzahn konkretere Entwürfe von „Heilung“ im Rahmen restaurativer Prozesse zum Besten gibt. Hier malt die Autorin Betroffenen eine „Befreiung vom Terror der Erinnerung“ (S. 32) und „inneren Frieden“ als verheißungsvolle Möglichkeiten aus und verkündet „Vergebung“ zu einem „souveräne[n] Akt“, durch den Betroffene angeblich eine „übergeordnete Rolle“ einnehmen können (S. 31).

Solche Heilsversprechen sind unhaltbar und gefährlich. Denn erlittene Gewalt kann im Allgemeinen erst dann überhaupt in einem therapeutischen Sinn verarbeitet werden, wenn Betroffene sicher davor sind, von Tätern oder ihren Verbündeten erneut als (Mit-)Verantwortliche in Anspruch genommen oder mit absurden Versprechen manipuliert zu werden. Genau einer solchen Manipulation aber leisten zentrale Argumentationsfiguren des Buches Vorschub. Mit feministischen und traumatheoretischen Grundlagen ist das unvereinbar – Grundlagen, die immer in Kämpfen errungen werden müssen und die sich beispielhaft im Standardwerk „Die Narben der Gewalt“ der feministischen Psychologin Judith Herman (1992) nachlesen lassen.

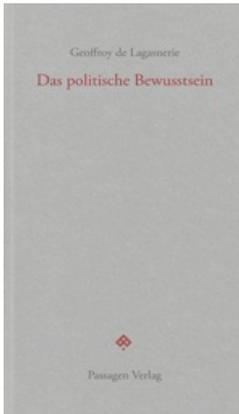
Die „radikale Vision“, die der Untertitel von Malzahns Buch verspricht, entpuppt sich so als authentischer Einblick in einige der übelsten Positionen, die sich in der Restorative-Justice-Literatur tummeln. Das gilt auch über die Stellen zu intimer und sexueller Gewalt hinaus: Grundlegende Botschaften des Buches ähneln esoterischen Kalendersprüchen wie „Das Leiden von einem Menschen ist das Leiden von allen“ oder „Sei selbst der Wandel, den du dir wünschst“ (S. 84). Diese gehen bruchlos über in eine Romantisierung der indigenen „Wurzeln“ von Restorative Justice als „nicht-entfremdet“ (S. 166).

Das vorliegende Buch ist damit in seiner Argumentation nicht nur fragwürdig, sondern auch fahrlässig. Entsprechend ist auch als unverantwortlich zu bezeichnen, dass es im Schmetterlings-Verlag veröffentlicht wurde, also in einem Verlag, der für seine Einführungen in kritische Gesellschaftstheorie bekannt ist.

Rehzi Malzahn 2022:
Restorative Justice. Eine radikale Vision.
Schmetterling Verlag, Stuttgart.
ISBN: 3-89657-047-1.
180 Seiten. 14,80 Euro.

Zitathinweis: Ashley Memo: Der Täter als Reparaturprojekt. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1827>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Wasser auf die anarchistischen Mühlen



Geoffroy de Lagasnerie Das politische Bewusstsein

Entmystifizierung der politischen Sphäre: de Lagasnerie will nicht weniger als unser herkömmliches Politikverständnis in Frage zu stellen.

Rezensiert von [Jonathan Eibisch](#)

Könnte es sein, dass sich so ziemlich alle politischen Theoretiker*innen irren, weil sie sich bei der Beschreibung von Politik letztendlich fiktiver Begriffe bedienen, um ihre unmittelbare Wirkungsweise ideologisch zu verschleiern und zu rechtfertigen? In seiner Flugschrift geht Geoffroy de Lagasnerie von dieser unbequemen Fragestellung aus und plädiert für einen reduktionistischen Politikbegriff, bei dem ungleiche Machtressourcen, Konflikte und Gewalt im Zentrum stehen.

Die Fiktionen politischer Begriffe entlarven

Zweifellos sind politisch-theoretische Diskurse von abstrakten Begrifflichkeiten geprägt. So etwas wie „Volk“, „Souveränität“, „Gemeinwille“ oder auch „Staat“ gibt es in der Realität nicht einfach. Derartige Entitäten werden durch politische Theorie konstruiert, um greifbar zu machen, was die politische Sphäre und ihre Logiken kennzeichnet. Doch bereits hier beginnt de Lagasnerie mit seiner Infragestellung. Er kritisiert die geläufige Vorstellung, dass Politik nach eigenen Gesetzmäßigkeiten funktioniere, statt eine soziale Sphäre wie alle anderen zu sein. Trotz ihrer unterschiedlichen, teils diametral entgegengesetzten Positionen, so seine Argumentation, teilen alle politischen Akteur*innen die Vorstellungswelt fiktiver Begriffe und belügen sich selbst. Weder ein Gesellschaftsvertrag, noch die Unterwerfung durch die Kriegsführung eines Souveräns konstituieren aber politische Subjekte – wie etwa Hobbes behauptet –, weil wir den Staat als Zwangsgemeinschaft, seine Rechtssetzung und seinen Herrschaftsanspruch immer schon vorfinden, ohne uns ernsthaft von ihm lossagen zu können.

Ein (ultra-)realistisches, reduktionistisches Politikverständnis

Der Autor plädiert daher für eine Reduktion der Politik „auf das, was sie ist“ (S. 45) und meint damit, dass Souveränität stets angemaßt ist und ihr nie im eigentlichen Sinne zugestimmt wurde. Politik bedeutet, bestimmte Rechtsvorstellungen gegen andere durchzusetzen und sie anderen aufzuzwingen – unabhängig davon, wie berechtigt oder sinnvoll die damit verbundenen Anliegen sein mögen und auch abseits dessen, ob die entsprechenden Verfahren als formal korrekt angesehen werden. Das Gesetz ist nicht rechtmäßiger, weil es durch eine demokratische Prozedur eingerichtet wurde, sondern immer noch die Durchsetzung eines bestimmten Willens durch diejenigen, welche sich die Staatsmacht aneignen und sich ihrer bedienen können. Dementsprechend müssten unterworfenen und ausgebeuteten sozialen Gruppen selbst in demokratischen Staaten als „innere Kolonie“ (S. 123ff.) bezeichnet werden. Aus dieser Position

heraus zu kämpfen, führt demnach nicht zur Forderung nach Integration, sondern zur Distanzierung, zur dezisionistischen Selbstbestimmung marginalisierter Gruppen. Selbstverständlich sind Regierung, Staat und diesen häufig zugeordnete Politik nicht nur dies, sondern bestehen auch in Verhandlungen, Interessensausgleich oder gelegentlicher Umverteilung. De Lagasnerie fordert uns aber auf, Politik von Polizei, Gericht und Gefängnis aus zu denken.

Demokratie, Recht und Gewalt in die Augen blicken

Vor diesem Hintergrund dekonstruiert der Professor der politischen Philosophie und Soziologie die Kernvorstellungen seiner eigenen Profession. Demokratie etwa sei kein Wert für sich, da in ihr dennoch faktisch Wenige herrschen, Mehrheitsentscheide problematisch seien und es zudem keine überzeugende Definition für sie gäbe. Die Behauptung, eine Rechtsordnung schaffe unpersönliche Verfahren, abseits der Interessen, sozialen Positionen und kulturellen Prägungen seiner Träger*innen, erscheint in diesem Licht ebenso als ein Mythos. Darüber hinaus wird systematisch verschleiert, dass Staaten auf Gewalt gründen und diese kontinuierlich praktizieren, sei es in Form von Polizeirazzien oder Steuereintreibung. Statt diesen Grundlagen politischen Handelns ins Auge zu blicken, abstrahiere politische Theorie von ihnen und führe einen Diskurs über Legitimität. Dieser wirkt sich nach de Lagasnerie auf die (äußerst ungleich) Betroffenen von staatlicher Gewalt jedoch praktisch genauso aus, wie wenn die Gewalt von der Mafia oder Privatpersonen ausgehen würde. Diese Argumentation mündet schließlich in eine Perspektivenumkehr:

„Jedes Nachdenken über die Politik darf nicht mit einer Frage nach den Zielen und Zwecken von Institutionen, sondern muss mit der Suche nach ihren Mitteln beginnen. Die politische Grundfrage ist: Bis wohin? Wie weit bin ich bereit, Gewalt gegen eine anderen anzuwenden oder ihm meinen Willen aufzuzwingen?“ (S. 195)

Anstoß zu einer staatskritischen Sichtweise

Mit dieser grundsätzlich skeptischen Herangehensweise entwickelt de Lagasnerie einen innovativen Blickwinkel auf Politik, der nicht auf ihre Wiedergewinnung entgegen einer neoliberalen Technokratie oder ihre Ausweitung entgegen ihrer Stillstellung durch die rechte Gegenhegemonie abzielt. Dazu setzt er sich mit politischen Denker*innen wie Hobbes, Rousseau, Schmitt, Fanon, Foucault, Rawls, Bourdieu, Mouffe, Laclau, Agamben und Habermas auseinander. In Abgrenzung und Erweiterung von ihnen, sowie in der Wiederentdeckung des Soziologen Léon Duguit, der bereits 1901 den mythologischen Charakter eines personifizierten „Staatswillen“ herausstellt, gelangt der Autor zu seiner interessanten und unbequemen Sichtweise, die Wasser auf den Mühlen der Anarchist*innen ist. Dies bedeutet auch, über Konzepte des zivilen Ungehorsams hinaus zu gelangen, da mit diesem immer noch die politische Ordnung bestätigt werde. In den Worten de Lagasneries:

„Der Begriff des Ungehorsams gibt vor, auf starke Aktionen des Widerstands anwendbar zu sein, doch in Wirklichkeit verhindert er die Entfaltung einer radikalen Sprache. Zu sagen ‚Ich leiste dem Staat Ungehorsam‘, bedeutet, ihn nicht zu gefährden, denn es bedeutet zu sagen: ‚Ich gehöre ihm‘. Es ist hingegen eine ganz andere Geschichte, ihm zu sagen: ‚Ich gehöre dir nicht, wir stehen im Konflikt miteinander‘. Denn das führt zu ganz anderen Konsequenzen.“ (S. 131)

Trotz innovativer Anstöße überzeugt die Argumentation an einigen Stellen nicht ganz, wenn immer wieder betont wird, dass wir in eine vorfindliche Rechts-, Legitimitäts- und imaginäre Ordnung hineingeboren sind und sie uns nicht aussuchen können. Dies mag zwar stimmen, macht für die Wirksamkeit politischer Institutionen jedoch keinen Unterschied. Freilich stimmt es, dass das politische Denken in besonderem Maße von Fiktionen durchzogen ist und eine weitreichende Funktion zur ideologisch geprägten Sichtweise auf Herrschaftsordnungen darstellt. Warum stattdessen aber der soziologische Blick per se auf die angenommene Wirklichkeit sozialer Beziehungen und Interaktionen reduzieren würde, also vom herrschaftlichen Denken frei wäre,

bleibt unklar. Unter „Reduktion“ versteht de Lagasnerie dabei die Entmystifizierung der politischen Sphäre. Diese zu betreiben würde allerdings durchaus helfen, Herrschaft beim Namen zu nennen – und damit etwa auch Anhänger*innen radikaler Demokratietheorien vor manchen Fallstricken bewahren, welche in der affirmativen Anrufung der Politik liegen.

Geoffroy de Lagasnerie 2021:

Das politische Bewusstsein. Übersetzt von: Richard Steurer-Boulard.

Passagen Verlag, Wien.

ISBN: 978-3-7092-0473-3.

216 Seiten. 25,60 Euro.

Zitathinweis: Jonathan Eibisch: Wasser auf die anarchistischen Mühlen. Erschienen in:

Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1830>. Abgerufen am: 11. 07. 2023

12:38.

Antiimperialismus revisited



jour fixe initiative berlin (Hg.)

Kreolische Konstellationen

Kolonialismus Imperialismus Internationalismus

Treffen sich Adorno und C.L.R. James und haben sich nichts zu sagen. Ein Sammelband beleuchtet verpasste aber auch aktuelle Möglichkeiten eines neuen Antiimperialismus.

Rezensiert von [Felix Axster](#)

Die seit gut 25 Jahren bestehende jour fixe initiative berlin versteht sich als – so heißt es auf der Webseite – „Plattform für die Diskussion und Theoriebildung innerhalb der radikalen Linken“. Jedes Jahr werden Vortragsreihen organisiert, die sich nicht nur durch eine inspirierende Themenwahl, sondern auch durch das konstruktive Diskussionsklima auszeichnen. Meist werden die Vorträge in Buchform publiziert. In diesem Jahr erschien der neueste Band: „Kreolische Konstellationen. Kolonialismus, Imperialismus, Internationalismus“.

Um zu veranschaulichen, was mit kreolischen Konstellationen gemeint sein könnte, verweist die jour fixe initiative in der Einleitung auf die Begegnung zwischen Theodor W. Adorno und C.L.R. James während des Zweiten Weltkriegs in New York, die sich dadurch ausgezeichnet habe, dass die beiden sich „wenig zu sagen“ (S. 8) gehabt hätten. Weiterhin wird erklärt: „Kreolisch meint, zugewiesene Plätze zu verlassen, Grenzen zu überqueren und unvorhergesehene Verbindungen zu entdecken.“ (S. 11) Das Schweigen oder die Sprachlosigkeit zwischen Adorno und James ist folglich symptomatisch für ein Scheitern beziehungsweise für verpasste Möglichkeiten und verschenkte Potenziale. Denn wirklich kreolisch wäre das Aufeinandertreffen der beiden Denker erst dann gewesen, wenn sie sich aufeinander eingelassen und den Versuch unternommen hätten, gemeinsam Verbindendes zu entdecken – was nicht automatisch impliziert, möglicherweise Trennendes komplett zu ignorieren.

In diesem Fall wäre es um das Verbindende (und gegebenenfalls Trennende) zwischen dem Juden Adorno und dem Schwarzen James gegangen, zwischen der Kritik des Antisemitismus und der Kritik des Rassismus, zwischen jeweils spezifischen Marx-Adaptionen, zwischen Herrschaftskritik, wie sie im Rahmen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule von Adorno entfaltet wurde, und anti- oder dekolonialer Herrschaftskritik, der man James unter anderem als Historiker der Haitianischen Revolution um 1800 zuordnen kann.

In mehreren Beiträgen werden im Sammelband jeweils historisch-spezifische kreolische Konstellationen in den Blick genommen, zum Beispiel die Bedeutung des Antikolonialismus oder von antikolonialen Akteur*innen im Rahmen der nach der russischen Oktoberrevolution gegründeten Kommunistischen Internationale oder die Gleichzeitigkeit von Internationalismus beziehungsweise Antiimperialismus und Rassismus in der DDR. Dabei zeigt sich immer wieder, wie schmal der Grad zwischen Aufbruch und Ernüchterung war, dass und auf welche Weise das kreolische (oder sollte man sagen: kreolisierende?) Moment nicht nur Energien freizusetzen vermochte, sondern auch zerrieben wurde, in Folge von Repression, Dogmatismen, unterschiedlichen Positioniertheiten innerhalb kapitalistischer, sexistischer oder rassistischer Machtverhältnisse, der Schwierigkeit, die Spannung zwischen Verbindendem und Trennendem aufzulösen.

Verbindendes und Trennendes

Gerade letzterer Aspekt wird eindrücklich in dem Beitrag von Lutz Fiedler thematisiert, der sich mit dem Verhältnis zwischen dem Ausschwitz-Überlebenden Jean Améry und der antikolonialen Ikone Frantz Fanon befasst. Anders als Adorno und James sind sich Améry und Fanon nie begegnet. Gleichwohl hat sich zumindest Améry auf den bereits 1961 verstorbenen Fanon eingelassen und immer wieder mit dessen Schriften befasst. Dabei setzte er das von Fanon beschriebene koloniale Gewaltssystem zum Gewaltssystem der nationalsozialistischen Konzentrationslager in Beziehung, das er selbst erfahren hatte. Die Dimension des Verbindenden kulminiert im Begriff der Schicksalsverwandtschaft, den Améry ins Spiel brachte, um sein Verhältnis zu Fanon zu beschreiben. Zugleich beharrte Améry auf der Präzedenzlosigkeit des Holocaust, befürchtete er eine Einebnung der Spezifik der Judenvernichtung, wenn man diese gewissermaßen in eine *longue durée* moderner (und vor allem kolonialer) Gewaltformen integrieren wollte. Kurz gesagt argumentiert Fiedler, dass sich Améry zwar als Widerstandskämpfer in Fanons Plädoyer für antikoloniale Gewalt wiederfinden konnte, auch im Sinne einer Wiedererlangung von Würde, dass er als verfolgter Jude im Nationalsozialismus aber eine Erfahrung machte, die sich nicht einfach in ein koloniales Setting übertragen oder übersetzen ließ.

Es war eine Erfahrung, die dazu führte, dass Améry auch nach der Niederlage des Nationalsozialismus noch stets das Gefühl hatte, „ein Toter auf Urlaub zu sein, ein zu Ermordender, der nur durch Zufall noch nicht dort war, wohin er rechtens gehörte“ (S. 147, Fiedler zitiert hier Améry). Die Spannung zwischen Verbindendem und Trennendem – dies zeigt Amérys Ringen mit dem Denken Fanons – lässt sich nicht einfach auflösen. Entsprechend stellt sich Fiedler zufolge die Frage, wie vor dem Hintergrund dieser Spannung eine „neue universalistisch gesinnte Politik erwachsen soll“ (S. 152). Um sich dieser Frage anzunähern, bedürfe es „sowohl politischer Empathie als auch historische[m] Unterscheidungsvermögen“ (ebd.).

Antiimperialismus revisited

Es erstaunt ein wenig, dass die *jour fixe* initiative, obwohl sie den Begriff der kreolischen Konstellationen als analytische Perspektive wie als utopisches Versprechen stark macht, an keiner Stelle auf die postkoloniale Debatte über den Begriff der Kreolisierung Bezug nimmt, die vor allem mit dem karibisch-französischen Denker Édouard Glissant verbunden ist. Zudem überrascht, dass sie einen Gedanken nicht aufgreift und diskutiert, den Paul Dziedzic in seinem Beitrag formuliert. Um das auszuführen: Die *jour fixe* initiative beginnt ihre Einleitung mit einer bestechenden Feststellung beziehungsweise Frage: „Der Imperialismus ist offenkundig aktueller denn je, aber wo ist der Antiimperialismus geblieben?“ (S. 7) Und am Ende der Einleitung heißt es, dass es „nach wie vor“ darum gehe, „Wege zu erkunden, wie die Herrschaft des Imperialismus überwunden werden kann.“ (S. 11) Offenbar lässt sich „Kreolische Konstellationen“ als Versuch verstehen, die Möglichkeiten und Anschlussstellen für einen neuen Antiimperialismus auszuloten. Doch stimmt es eigentlich, dass dieser nicht mehr da ist?

In dem auf die Einleitung folgenden Beitrag von Dziedzic, bei dem es sich um einen kursorischen Abriss über vergangene und gegenwärtige Erscheinungsformen des Imperialismus sowie über die historische Genese entsprechender Kritikformen handelt, wird eher die Kontinuität des Antiimperialismus betont – Dziedzic verweist auf verschiedene, in den letzten 20 Jahren entstandene Ansätze (zum Beispiel „Empire“, „imperiale Lebensweise“ und „neoliberaler Imperialismus“), die sich allesamt als Versuche einer Aktualisierung und Reformulierung des Antiimperialismus verstehen lassen. Zudem macht Dziedzic auf eine erstaunliche Schiefelage aufmerksam: „Eine antiimperialistische Position zu vertreten, klang bis vor kurzem zumindest in Deutschland noch wie aus der Zeit gefallen. In anderen Teilen der Welt bleibt so eine Position weiterhin präsent.“ (S. 26) Was heißt das nun aber für die Situation in Deutschland? Worin genau besteht ihre Spezifik? Inwiefern ist hier die antideutsche Zäsur Anfang der 1990er Jahre von Bedeutung, die auch mit einer verschärften Kritik der antiimperialistischen Praxis insbesondere von

militanten Gruppen wie der RAF oder den Revolutionären Zellen einherging? Und welche Rolle spielt die Auseinandersetzung über Antisemitismus und den Nah-Ost-Konflikt?

Vielleicht lässt sich auch die in den letzten Jahren sich vollziehende Entwicklung des Berliner Protestgeschehens am 1. Mai zu Dziedzics Befund in Beziehung setzen: Zwar gibt es immer noch die revolutionäre 18 Uhr-Demo, doch hat sich zusätzlich die my gruni-Demo im Reichenstadtteil Grunewald als fester Bestandteil der 1. Mai-Kultur etabliert. Man mag auf beiden Events Ansätze für kreolische Konstellationen erkennen, in der Gesamtschau hingegen überwiegt der Eindruck des Getrennt-Seins – zugespitzt formuliert trifft sich im Grunewald die postautonome Hedonist*innenfraktion, überwiegend weiß und deutsch, während die 18 Uhr-Demo inzwischen nicht nur von mehr oder weniger orthodoxen kommunistischen Gruppen, sondern auch sehr migrantisch geprägt ist. Es mag gute Gründe für die Trennung zwischen postautonomer Hedonistenfraktion und orthodoxen kommunistischen Gruppen geben. Wenn man die Frage nach race in die Betrachtung mit einbezieht, sind wir von einer kreolischen Konstellation am 1. Mai in Berlin meilenweit entfernt.

jour fixe initiative berlin (Hg.) 2023:

Kreolische Konstellationen. Kolonialismus Imperialismus Internationalismus.

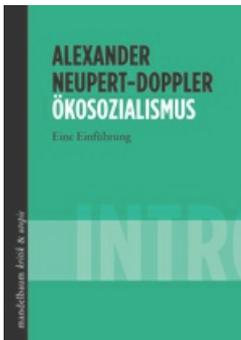
edition assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-96042-150-4 / 2-973.

168 Seiten. 16,00 Euro.

Zitathinweis: Felix Axster: Antiimperialismus revisited. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1831>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Auf einem toten Planeten gibt es keinen Klassenkampf



Alexander Neupert-Doppler

Ökosozialismus

Eine Einführung

Ein theoretisches Konvolut fragt danach, wie die Befreiung des Menschen mit der Befreiung des Planeten verbunden ist?

Rezensiert von [Christoph Zeevaert](#)

Kommunistische und sozialistische Theorie ist immer ein Versuch, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu erfassen, ihre Verschleierung durch ideologische Deformierung zu enttarnen und gleichzeitig Fragen der Möglichkeit von Emanzipation zu stellen. Das theoretische Konvolut, das Alexander Neupert-Doppler in seinem Buch unter dem Schlagwort „Ökosozialismus“ subsumiert, ist diesem Zugang verpflichtet. Und eine entscheidende Stärke des Buches liegt in jenen Passagen, welche die Paradigmenwechsel ökosozialistischer Theorie als Ergebnis von verlorenen und gewonnenen Kämpfen verstehen.

Gleich zu Beginn seines Buches stellt Neupert-Doppler klar, dass der Ökosozialismus als eine utopische Denkbewegung zu verstehen ist. Utopisches Denken speist sich für ihn aus den Faktoren der Negation des Bestehenden, der Konkretion bestehender Möglichkeiten, der Intention gesellschaftlicher Veränderung, der Artikulation bislang sublimierter Bedürfnisse und der Motivation als Horizont für reale Kämpfe. Dies als Grundlage macht nachvollziehbar, wie der Autor operativ vorgeht. Sein Begriff vom Ökosozialismus ist einer, der ihn vor seinem utopischen Hintergrund versteht und ihn als Abstraktion konkreten und praktischen Eingreifens bestimmt.

Fünf Jahrzehnte ökosozialistische Debatte

Der Einführungsband verfolgt den Anspruch, einen Eindruck des Verlaufes ökosozialistischer Debatten zu gewinnen. Neupert-Doppler geht dabei chronologisch – beginnend mit den 1970er-Jahren – durch die Jahrzehnte und zeichnet anhand von einschneidenden Ereignissen und Entwicklungen die Genese der theoretischen Debatte nach. Ausgangspunkt ist der 1972 veröffentlichte Bericht „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome, der in seiner politischen Tragweite ohne weiteres als Zäsur zu begreifen ist. Um dies zu untermauern, führt er prominente linke Reaktionen auf den Bericht ins Feld, so zum Beispiel die Reaktion Herbert Marcuses, der als Person eine entscheidende Bedeutung für die Debatte behalten wird. In Bezug auf die 1980er-Jahre beschäftigt sich der Autor maßgeblich mit der Frage des Verhältnisses von Ökosozialismus und Parlamentarismus. Dies drängt sich insbesondere deshalb auf, weil die 80er-Jahre eine Dekade waren, die von Klimagerechtigkeitskämpfen geprägt waren und gleichzeitig eine Domestizierung weiter Teile der Bewegung in der Partei Bündnis 90/Die Grünen stattfand.

Insbesondere in der Behandlung dieses Jahrzehntes gelingt dem Autor die Verhältnisdarstellung von politischer Erfahrung und theoretischer Entwicklung. In den Analysen des Verlaufes von der Hoffnung linker und linksradikaler Kräfte und Akteure auf die Parteigründung bis hin zu ihrer schließlich vollzogenen Eingliederung in das politische Establishment der BRD liegt ein enormer

Mehrwert. Angereichert wird diese Analyse immer wieder mit Einschätzungen und einer Vielzahl von Zitaten beteiligter Akteur*innen wie Jutta Ditfurth, Thomas Ebermann oder Rainer Trampert. Diese beschreiben die Integration der Partei in den parlamentarischen Normalvollzug nicht als Automatismus, sondern als bewusste, wenn auch aus linker Perspektive katastrophale, strategische Entscheidung:

„Die Grünen entschlossen sich in mehreren Etappen, ihre aus den sozialen Bewegungen mitgenommene oppositionelle, gesellschaftskritische und bisweilen kulturrebellische Politik fallenzulassen, um als staatstragende Regierungspartei wirken zu wollen.“ (S. 78)

In den 1980er-Jahren verortet der Autor die Entstehung einer fundamental wichtigen Intervention in ökosozialistische Diskurse, die ebenfalls bis heute nichts an Relevanz eingebüßt hat: die Position des Ökofeminismus. Die Rekonstruktion der bedeutendsten ökofeministischen Beiträge fällt umfangreich aus, wobei ihr Interventionscharakter innerhalb der bestehenden Debatte dargestellt wird. Die Beiträge drehen sich dabei um das Verhältnis von Produktion und Reproduktion in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und deren Bedeutung sowohl für ökologische Krisen, als auch für deren potentielle ökosozialistischen Lösungskonzepte. Außerdem kommen antikoloniale feministische Ansätze zur Sprache, die das Verhältnis von geschlechtlicher Arbeitsteilung zu ihrer imperialen Entsprechung beleuchtet. Einen mindestens so großen Stellenwert misst der Autor dem Aufkommen sowie der Genese der Debatte rund um den Begriff der Nachhaltigkeit bei. Hier zeichnet er nach, weshalb dieser Begriff nicht alleine den Konsumkritiker*innen gehört, sondern durchaus auch einen radikalen Gehalt hat. Trotzdem stellt er die These auf, dass seine Konjunktur mit der Schwäche ökosozialistischer Theorie und Praxis korreliert.

Reform oder Revolution?

Die dominante Bruchlinie ökosozialistischer Diskurse in den 2000er-Jahren stellt für Neupert-Doppler die Debatte um Revolution oder Transformation dar. In der Parteinahme Alain Lipietz' für eine transformative und also reformistische Strategie mit der Begründung der zeitlichen Dringlichkeit lassen sich Positionen wiedererkennen, die auch heute bis weit in die Linke hinein hörbar sind. Kontrastiert werden diese Argumente unter anderem von den anarchistischen Positionen Murray Bookchins und vieler weiterer Stimmen. Auch in den 2010er-Jahren bleibt das Verhältnis von sozialer und ökologischer Frage das bestimmende Spannungsfeld ökosozialistischer Diskurse. Eine Rekonstruktion der Vermittlung konkreter Klassenkämpfe mit ökologischen Kämpfen kommt dabei manchmal etwas kurz.

Im Buch wird diese Debatte von einer ständigen Diskussion um die Konstitution eines ökosozialistischen Subjektes flankiert, um die Organisations-Frage also. Diese Frage scheint auch in der Parteidebatte durch. Erfrischend ist dabei, dass der Autor keine ahistorische Antwort auf die Organisationsfrage zu formulieren versucht, sondern die Konstitution von Organisation streng aus dem historischen Gegenstand ableitet.

Form follows function

Der vorliegende Einführungsband ist eine mitunter sehr kleinteilige, überblicksartige Darstellung des ökosozialistischen Diskurses. Das macht ihn an manchen Stellen schwer greifbar. Vor allem die teilweise sehr detaillierte Rekonstruktion einzelner Positionen und ihrer Gegenspieler sorgt dafür, dass man stellenweise verloren zu gehen droht. Die Stärken des Buches liegen in jenen Teilen, die spiegeln, dass es einen Unterschied zwischen Diskurs an und für sich gibt. Bedeutet: Dort wo erkennbar wird, dass die mitunter stark akademischen Debatten letztlich die Reflexion von Bewegungs- und Klassenhandeln sind, liegen die stärksten Episoden. Neupert-Doppler flicht mancherorts kleine Bewertungen in den Text ein, die allesamt ein Ziel hinter dem Text erkennen lassen: die Stärkung jener Bewegungen, welche die Angst vor dem Ende der Welt und die Angst vor dem Ende des Monats zusammen denken und so auch ihre Kämpfe führen. Wer sich diesen

Bewegungen zugehörig fühlt oder zumindest mit ihnen sympathisiert, sollte das Buch lesen.

Alexander Neupert-Doppler 2022:

Ökosozialismus. Eine Einführung.

Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: ISBN: 978385476-918-7.

204 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Christoph Zeevaert: Auf einem toten Planeten gibt es keinen Klassenkampf.

Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1832>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Die eigene Geschichte schreiben, um frei zu leben



Abdullah Öcalan

Manifest der demokratischen Zivilisation – Bd. IV

Die demokratische Zivilisation – Wege aus der Zivilisationskrise

Öcalans Lehrstück und Ermutigung für den Kampf um gesellschaftliche Freiheit in einer demokratischen Moderne.

Rezensiert von [Thomas Mainz](#)

Warum Abdullah Öcalan von einer Krise im Nahen Osten spricht, sollte angesichts der komplizierten Lage in der Region nicht schwer zu verstehen sein. Jahrzehntelange Bürgerkriege, zunehmende ökologische Zerstörung, das Erstarken islamistischer Bewegungen, anhaltende konfessionelle Konflikte sowie imperialistische Besatzung und Neuordnung. Doch um diese Krise nicht nur als eine Krise des Moments und als eine auf den Nahen Osten beschränkte zu begreifen, sondern als Teil der weltweiten Zivilisationskrise, ist es wichtig, sich den Schriften Öcalans zu widmen.

Worin besteht diese Krise der Zivilisation, was sind ihre Ursprünge und wie kann eine Lösung aussehen? Diese grundlegenden Fragen und der Versuch, Antworten darauf zu finden, ziehen sich durch das fünfteilige Werk „Manifest der demokratischen Zivilisation“, dessen vierter Band mit „Die demokratische Zivilisation – Wege aus der Zivilisationskrise im Nahen Osten“ nun vorliegt. Es ist das elfte Buch, das es seit Öcalans Inhaftierung im Jahre 1999 durch die Gefängnismauern Imralis hinaus in die Welt geschafft hat.

Die Anwendung der Theorie in der politischen Praxis im Nahen Osten

Die Lösungen, die Öcalan vorschlägt, sind nicht nur theoretische Konzepte, geschrieben auf Tausenden von Seiten. In den letzten Jahrzehnten hat die Freiheitsbewegung Kurdistans auf der Grundlage Öcalans Ideen eine greifbare Alternative für die gesellschaftlichen Probleme des Nahen Ostens geschaffen – nicht zuletzt in den befreiten Gebieten der Demokratischen Föderation Nord- und Ostsyriens. Hier, wie auch in anderen Teilen Kurdistans, entsteht ein gesellschaftliches Gefüge, auf den grundlegenden Prinzipien von Frauenbefreiung, einer ökologischen Lebensweise, rätendemokratischen Strukturen und der Fähigkeit, die Errungenschaften selbst zu verteidigen.

Das Spannende an diesem Buch ist, dass seine Ideen bereits in die Praxis umgesetzt wurden. Doch erst jetzt, mehr als zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung 2010 und seinem direkten Einfluss auf die politischen Entwicklungen in Kurdistan, liegt es in deutscher Übersetzung vor. Dies eröffnet uns die Möglichkeit, immer wieder von den geschriebenen Seiten aufzublicken und das Gelesene mit der politischen Realität in Kurdistan ins Verhältnis zu setzen.

In den vorangegangenen Bänden, „Zivilisation und Wahrheit“ und „Die kapitalistische Zivilisation“ (Rezension von Kerem Schamberger in [Ausgabe #51](#)) analysierte Öcalan die Entstehung der staatlichen Zivilisation an sich und ihre Ausbreitung, ausgehend vom Nahen Osten über den

gesamten Globus. Präzise analysiert er die Bedingungen für die Entstehung des Kapitalismus als weltweites System der staatlichen Zivilisation und formuliert drängende Fragen der Menschheit, die von der kapitalistischen Moderne herrühren. Neben den vielen Krise, ob ökologischer Zerstörung, extreme Urbanisierung, gesellschaftlichem Sexismus und ideologischen Verirrungen, für welche die kapitalistische Moderne in den letzten vierhundert Jahren der Hauptfaktor war, konstatierte Öcalan noch im vorangegangenen Band. Mit der gleichen Intensität widmete sich Öcalan auch konkreten Lösungen der Krise der kapitalistischen Moderne, um in „Soziologie der Freiheit“ (Rezension von Kerem Schamberger in [Ausgabe #56](#)) dieser eine Alternative entgegenzustellen: Das System der demokratischen Moderne.

Auch wenn Öcalan in den früheren Werken immer wieder auf die Geschichte des Nahen Ostens einging, waren es diese großen, universellen Fragen, die seine Schriften bestimmten. Nun, mit „Wege aus der Zivilisationskrise im Nahen Osten“, verdichtet sich das große Bild Öcalans mit dem Bezug auf die nahöstliche Gesellschaft.

Geschichte(n) der Freiheit

Ganz nach der bekannten Methode Öcalans verhandelt er auch in diesem Band zu Beginn die Bedeutung der Geschichte auf einer universalen Ebene, als die Geschichte der Zentralzivilisation. Diese Zivilisation begreift er dabei wie folgt: „Der fünftausendjährige Prozess der Zentralzivilisation selbst besteht aus verdichtetem, institutionalisiertem gesellschaftlichen Reichtum – einer gesellschaftlichen Akkumulation, die größtenteils durch brutale Kriege, Gewaltapparate und Staaten verwaltet wird“ (S. 30). Für diesen universalen Charakter der Geschichte reicht sein Interpretationsstrang von der ersten Herausbildung von Macht rund um die nahöstlichen Stadtstaaten Uruk und Ur in Mesopotamien, bis zur Verlagerung des hegemonialen Zentrums der Zivilisation über Florenz, Genua und Venedig, nach Amsterdam und England, bis in die USA. Diese Analysen sind wichtig, um nicht einer eurozentrischen Sichtweise aufzusitzen und das geschichtliche Band, welches Europa so eng mit dem Nahen Osten verbindet, zu übersehen. So stark die Zentralzivilisation die Universalgeschichte der Menschheit auch prägt, so wichtig ist es, nicht zu vergessen, „dass der dominante Faktor in der Universalgeschichte demokratischen Charakters ist“ (S. 131), der in der demokratischen Zivilisation ihren Ausdruck findet. Den Begriff der demokratischen Zivilisation wählt Öcalan dabei,

*„um die Welt zu definieren, die die innerstädtischen emanzipatorischen Arbeiter*innen und die ländlichen kommunalen Kräfte gegen die Zivilisation als einem Städte-, Klassen- und Staatensystem schaffen – ebenjene Kräfte, die sich im stetigen Widerstand gegen die sklavenbasierte Klassenbildung im Inneren und die Unterdrückung, Plünderung und Versklavung der Stammes- und Volksstammesidentitäten von außen befinden.“ (S. 322)*

In diese historische Betrachtungsweise, in der das Spezifische immer mit dem Allgemeinen verbunden wird, ordnet Öcalan sowohl die universalen als auch die spezifischen Krisen, wie auch Widerstände und Lösungen ein. Und so vertieft Öcalan die bereits in „Soziologie der Freiheit“ als „gesellschaftliche Frage“ überschriebenen Herausforderungen der Menschheit, nun im Zusammenhang der nahöstlichen Gesellschaft. Und auch die „historischen Widerstände und Lösungsversuche in der nahöstlichen Gesellschaft“ (S. 95), unterzieht Öcalan im dritten Teil des Buches einer ausführlichen Analyse. Denn, so argumentiert Öcalan, „wer nicht seine eigene Freiheitsgeschichte richtig schreiben kann, kann auch nicht frei leben“ (S. 123). Hierbei arbeitet er die demokratischen Strömungen in den historischen Stämmen bis hin zu Völkern, als auch in religiösen Gemeinschaften und Klassenkämpfen heraus. Im Zentrum dabei stehen die Beispiele des Widerstands der semitischen und hurritischen Stämme ab dem 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, sowie verschiedene religiöse Gemeinschaften, wie im Islam, Christentum, Manichäismus oder der zarathustrischen Kultur. Solch eine Perspektive einzunehmen, Widerstand und Lösung in unterschiedlichen Bewegungen und im Besonderen in religiösen Zusammenhängen zu sehen, erscheint für viele abwegig, fallen diese doch nicht durch revolutionäres Vokabular ins

Auge.

Dass viele der Stämme und Gemeinschaften entweder ihrer historischen und aktuellen Bedeutung beraubt oder ganz aus der Geschichte getilgt wurden, wirft Öcalan den unterschiedlichen Geschichtswissenschaften vor. Für sein Verständnis der Geschichte der demokratischen Zivilisation, der Verteidigung einer moralisch, politisch und demokratischen Gesellschaft sind dies hingegen die zentralen Kräfte. Denn „als die Zivilisationsstrukturen die Stämme versklaven wollten, wurde der breiteste und intensivste Widerstandsprozess der Geschichte ausgelöst“ (S. 71).

Trotz des starken Fokus auf die Bewegungen des Nahen Ostens, sind Öcalans Analyse eine Hilfestellung für alle, die die Kräfte und ihre Geschichte zu verstehen versuchen, die auch global im Widerstand gegen die staatliche Zivilisation und kapitalistische Moderne eine Rolle spielten und immer noch spielen.

Vertiefung der gesellschaftlichen Probleme und ihre mögliche Lösung

Auf den ersten Blick verwundert es, dass Öcalan nach all diesen Ausführungen noch die Frage aufwirft, ob die Idee der kapitalistischen Moderne aus Europa nun eine Lösung für die aktuellen Probleme der nahöstlichen Gesellschaft bietet, oder vielmehr zu einer Vertiefung der Krisen beiträgt. Öcalan argumentiert, dass die heutige Krise der nahöstlichen Gesellschaft, nicht ohne die Geschichte Europas verstanden werden kann. Und so analysiert er erneut die Geschichte der europäischen Zivilisationsphase und deren Standbeine – Kapitalismus, Nationalstaat und Industrialismus – auf denen sich die kapitalistische Moderne zum globalen System entwickelte. Diesen „Dreifuß“ der Moderne, beschreibt Öcalan wie folgt:

„Der Kapitalismus ist im Gegensatz zum allgemeinen Glauben der systemische Zustand nicht des wirtschaftlichen Fortschritts, sondern der Leugnung der Wirtschaft; und der Nationalstaat ist, ebenfalls im Gegensatz zur sehr häufigen Darstellung, nicht die Grundform von Demokratie, Freiheit und Menschenrechten, sondern das System der Leugnung derselben“ (S. 226).

Die Folgen des dritten Standbeins der Industrie „...als eines Elements von Entwicklung und der Steigerung der Produktivität zeigen sich in Form von Genoziden und Nichtnachhaltigkeit der Umwelt.“ (S. 240)

Aufbauend auf der Geschichte der demokratischen Zivilisation, skizziert Öcalan die Perspektive einer demokratischen Moderne als Lösung der Krise, auch der nahöstlichen Gesellschaft. Um auf die demokratische Moderne einzugehen – als Gegenentwurf zur kapitalistischen Moderne – setzt Öcalan einmal mehr bei der Gesellschaft selbst an, als Grundlage einer jeden Lösungskraft. Wenn die Gesellschaft die Fähigkeiten entwickelt, die Bedeutung ihrer vergangenen und aktuellen Geschichte und Kämpfe verbal, praktisch und moralisch auszudrücken, und sich auf die Suche nach ihrer eigenen Wahrheit begibt, dann wird sie auch in der Lage sein, die demokratische Moderne als Weg aus der Zivilisationskrise aufzubauen. „Die Hauptaufgabe“, ist dabei der „Aufbau auf den drei Standbeinen der demokratischen Moderne, nämlich dem demokratisch-sozialistischen, dem ökologisch-wirtschaftlichen und dem moralisch-politischen“ (S. 344). Diese sind es, die eine Lösung für die Probleme der Standbeine der kapitalistischen Moderne bieten.

Für diese Aufgabe, des Aufbaus der demokratische Moderne, schließt Öcalan sein Werk mit dem Vorschlag eines politischen Programms für die nahöstliche Gesellschaft. Deren Grundlinien finden wir aktuell im Aufbau der demokratischen Autonomie in Nord- und Ostsyrien.

Der vierte Band ist für alle, die den Erfolg der Revolution in Rojava verstehen wollen, ein Lehrstück. Doch nicht nur das: Dieser Band ist die Ermutigung, mehr über die Verfasstheit der eigenen Gesellschaft zu begreifen. Es kann als Methode dienen, das global gedachte Paradigma der

demokratischen Moderne in der eigenen Gesellschaft von den Stammesgesellschaften bis zur heutigen Zeit wiederzufinden. Aus den Widerständen und der vergangenen Suche nach Lösungen, ergibt sich das Programm für den Aufbau der demokratischen Moderne im Hier und Jetzt. Somit ruft dieser Band zur Nachahmung auf, eine solch tiefe Analyse der Geschichte der demokratischen Zivilisation für weitere Geografien und Gesellschaften zu schreiben. Diese Herausforderung gilt es anzunehmen.

Angesichts jahrzehntelanger Isolation darf man fragen, woher Abdullah Öcalan die Kraft für den Kampf gegen seine Inhaftierung und für Frieden und Freiheit nimmt. Der vorliegende Band, wie alle seine vorigen Schriften, geben uns Auskunft darüber: Es ist die tiefe Überzeugung von einem gesellschaftlichen Potenzial für Freiheit, das aus jeder Zeile seiner Werke spricht.

Abdullah Öcalan 2023:

Manifest der demokratischen Zivilisation – Bd. IV. Die demokratische Zivilisation – Wege aus der Zivilisationskrise. Übersetzt von: Reimar Heider und Mehmet Salih Akin.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-098-6.

448 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Thomas Mainz: Die eigene Geschichte schreiben, um frei zu leben. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1836>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Europas moralische Klimaanlage



Henrike Kohpeiß
Bürgerliche Kälte
Affekt und koloniale Subjektivität

Warum wird das Sterben im Mittelmeer nicht beendet? Eine Begegnung zwischen Kritischer Theorie und Afropessimismus erklärt die bürgerliche Kälte zum Status quo.

Rezensiert von [Tatjana Söding](#)

Nachdem über 70 Menschen bei der Bootskatastrophe vor dem kalabrischen Crotona Ende Februar 2023 in den Tod gerissen wurden, zog erneut eine Welle des Entsetzens durch Europa. Der italienische Staatspräsident Sergio Mattarella würdigte die Opfer mit einer Verneigung vor den aufgebahrten Särgen. Teile der italienischen Zivilgesellschaft kritisierten die Küstenwache, die trotz Kenntnis um den Holzkahn, der bei schwerem Seegang auf die italienische Küste zusteuerte, keine Hilfe leistete. Und europäische Medien echauffierten sich über Giorgia Melonis Reaktion auf die Bootskatastrophe: Hohe Gefängnisstrafen für Schlepper, zurückhaltende Erteilung des provisorischen Aufenthaltstitels der humanitären Aufnahme, und strengere Abschiebeverfahren für abgewiesene Asylbewerber:innen.

Doch die Welle der Erschütterung, die – ähnlich vorhersehbar wie der Rhythmus der Gezeiten –, kurzfristig über Europa schwappt, ändert erfahrungsgemäß wenig am strukturellen, EU-weiten Unwillen, flüchtende Menschen zu retten. Die schiere Zahl an Menschen, die seit 2014 bei der Flucht über das Mittelmeer starben, gibt dieser Aussage Fleisch und Blut: 26.832 Körper, die das Meer verschlungen hat, weil Europa seine aquatischen Tiefen und seinen Wellengang als indirekte Waffe einsetzen konnte. Eher verstärkt die Empörung die Gewalt: Wiederkehrende Bootskatastrophen werden als Einzelfälle betrauert und der Versuch europäischer Staaten, das Asylrecht im Sommer 2023 auf EU-Ebene zu verschärfen, um die Zahl an Asylbewerber:innen zu verringern und deren Abweisung bereits im europäischen Ausland vornehmen zu können, ist die Bestätigung von struktureller Gewalt, nicht deren Auflösung.

Wie also passt es zusammen, dass sich europäische Staatsoberhäupter wie Sergio Mattarella entsetzt über eine Katastrophe zeigen, die der italienische Staat mitherbeigeführt hat? Wie können Bürger:innen und Politiker:innen Anteil am Tod Geflüchteter nehmen, den sie betrauern, nicht aber verhindern wollen?

Kritische Theorie im Meer der Affekte

„Bürgerliche Kälte – Affekt und koloniale Subjektivität“, ein neues Buch der Campus-Verlag-Reihe „Philosophie und Kritik“, gibt erhellenden Einblick in jene Fragen, die der Umgang von Europäer:innen mit Geflüchteten spätestens seit dem Sommer 2015 kontinuierlich aufwirft. Den Schlüssel zu diesen Fragen findet Autorin Henrike Kohpeiß im affektiven Zustand der Bürgerlichen Kälte – ein Begriff, der sich durch Theodor Adornos und Max Horkheimers Lebenswerk zieht. Kohpeiß beschreibt die Kälte als Technik, um das, was in nächster Nähe liegt, in größte soziale Ferne zu verlagern – sich von Ereignissen zu distanzieren, die drohen, das fühlende Subjekt in seinen eigenen Abgrund zu reißen. Als gesellschaftlichen Affekt verhilft Kälte dem bürgerlichen

Subjekt seine Machtposition zu stabilisieren, die fortwährende Unterdrückung des *Anderen* zu legitimieren, und das Ausmaß der eigenen Gewalt auszublenden.

Wer also ist das bürgerliche Subjekt – „Was ist das Selbst auf dem Meer?“ (S. 10) Die Odyssee auf der Ägäis, der atlantische Sklavenhandel, und das Mittelmeer als Route von Flüchtenden nach Europa. Kohpeiß, die neben der Philosophie auch Theaterwissenschaften studiert hat, beleuchtet jedes dieser Meere als eigenen Akt, der Subjekte auf bestimmte Weise inszeniert: Held:innen, Entdecker:innen, und Träger:innen der Menschenrechte auf der einen Seite, Unterworfenen, Schiffsladung und Körper, denen Menschenrechte verwehrt bleiben auf der anderen. Am Ende jeder Szene argumentiert Kohpeiß, wie Techniken der Kälte, der Bürokratie, Autonomie und Reflexion dem bürgerlichen Subjekt dazu verhelfen, seit seiner Herausbildung stetig weiterzuleben – und „in der Gegenwart über das Überleben und Sterben“ (S. 24) zu entscheiden.

In ihrer brillanten Art, Texte der Frankfurter Schule und der Black Studies in einen Dialog zu bringen – die ansonsten allzu häufig in getrennte Sphären sortiert werden –, gelingt Kohpeiß eine dialektische und genealogische Glanzleistung. Um das „schwer fassbare“ (S. 10) bürgerliche Subjekt zu beschreiben, widmet sich die Autorin dem Leben derjenigen, die als *Anderer*, also als Gegenteil des europäischen Bürgers stilisiert werden: Versklavte, denen auf der Beförderung über den Atlantik jegliches Eigentum an ihrem Selbst entzogen wurde, segregierte Schwarze, wie etwa Elizabeth Eckford, die 1957 durch das Betreten der Little Rock Central High School in Arkansas ihre Autonomie zurückgewinnen wollte, oder die 41 Geflüchteten, die sich 2019 auf dem Rettungsschiff Sea Watch 3 befanden, das Kapitänin Carola Rackete entgegen eines Verbots der italienischen Behörden in den Hafen von Lampedusa einlaufen lies. „The Racial“, das rassifizierte Gegenüber des europäischen, bürgerlichen Subjektes, so fasst Kohpeiß zusammen, „ist die Bezeichnung für alles menschliche und soziale Leben“ (S. 224), das der bürgerlichen Überzeugung nach, selbst moralische Vollkommenheit und Vernunft zu repräsentieren, nicht entspricht.

Wie schon Hannah Arendt in ihrem Bericht über den Prozess des SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann analysiert, binde die Bürokratie Bürger:innen an den Staat und gibt ihnen gleichzeitig die affektive Möglichkeit, sich von der Verantwortung für Gewalt, die im Namen des Staates ausgeführt wird, zu entziehen. An einer Diskussion des Lebens der Versklavten Carmélite zeigt Kohpeiß, wie Recht und Bürokratie Bürger:innen im Jahr 1884 dabei halfen, rassifizierte Menschen dem Eigentum am Selbst zu entledigen, während sie auf diese zum Objekt gewordenen Menschen angewiesen waren. Um diese moralische Überlegenheit des Bürgers über den *Anderen* auch heute noch aufrechtzuhalten, bediene sich die bürgerliche Gesellschaft der Selbstkritik. Die Kritik an der eigenen Lebensform und ihren Auswirkungen gilt für Kohpeiß als selbsterhaltend, weil sie stets darum bemüht sei, Leiden und Gewalt der *Anderen* als Ausnahmezustand festzuhalten. So diene die Selbstkritik dem bürgerlichen Subjekt, sich durch „gutes Weißsein“ (S. 119) in Unschuld zu baden und sich somit von einem „schlechten Weißsein“ (S. 119) abzugrenzen. Kohpeiß schlussfolgert, dass die „humanistischen Diskurse bürgerlicher Öffentlichkeiten über das Sterben an den europäischen Außengrenzen [...] das bürgerliche Selbstbild der Unschuld“ (S. 120) stabilisieren, da ein Konflikt entpolitisiert, moralisiert, und somit zur individuellen Angelegenheit stilisiert werde.

Subjekt in drei Akten

Wenn sich Staatspräsident Sergio Mattarella nun also vor den Särgen in Cutro verneigt, so lässt sich aus der Lektüre schlussfolgern, wird bürgerliche Kälte als affektive Strategie eingesetzt, um das, was in nächster Nähe ist – Tote im Mittelmeer, Tote in Särgen – sozial von der eigenen Lebensform und der daraus resultierenden Gewalt abzugrenzen. Nüchternes Mitleid und schonungslose Selbstkritik erlaube dann, Menschen, die auf ihrer Flucht nach Europa im Mittelmeer vor den Augen von europäischen und nationalstaatlichen Institutionen wie Frontex und der italienischen Polizei ertranken, die letzte Ehre zu erweisen. Der Affekt der Bürgerlichen Kälte fungiere, um den strukturell-kolonialen Status quo unserer Lebensform zu erhalten. Mit

pointierter, fast poetischer Handschrift schlussfolgert Kohpeiß:

„Bürgerliche Kälte hat die Funktion einer Klimaanlage – eine komplexe Technik, die ein Raumklima zuverlässig stabilisiert, bis die Personen darin es für natürlich halten. Bürgerliche Räume – institutionelle und affektive – bleiben kühl und angenehm, während es draußen brennt.“ (S. 13)

Schlussendlich sei diese Kälte, so stellt Kohpeiß immer wieder fest, jedoch keine Abwesenheit der Gefühle: Im Gegenteil, der Bürger:in wohnt eine „affektive Bindung an Paradigmen der Vernunft, der Indifferenz bestimmter Leiden, die einem unähnlich sind“ (S. 26) inne.

Die drei Akte der Analyse – Ägäis, Mittelmeer, Atlantik – beschreitet Kohpeiß mit philosophischer Genauigkeit und Ausdauer, die an vielen Stellen zur kritischen Reflexion anregen. Ähnlich fragmentiert wie manch eine Theateraufführung, wirken die Sprünge zwischen den Kapiteln jedoch oft groß. Kohpeiß setzt ihre Schlussfolgerungen aus den jeweiligen Szenen zwar in einen Zusammenhang, der für sich stehend überzeugt. Brüche und Diskontinuitäten, die seit der Herausbildung des Bürgers bis zu seiner Gegenwart entstanden sind, werden jedoch selten herausgearbeitet.

Schiffbruch des Humanismus

So wirkt auch das vierte und letzte Kapitel, in dem Kohpeiß schließlich für eine „Ozeanische Philosophie“ (S. 351) argumentiert, herausfordernd. Anders als die Schiffbrüchigen auf dem Mittelmeer, sollen die Begriffe und Subjektformen des Humanismus laut Kohpeiß nicht gerettet werden. Sie sollen an den Klippen Nordafrikas zerschellen und auf dem Meeresboden versinken. Denn dort, wo das Bürgerliche auf Blackness – „ein gleichermaßen philosophischer wie praktischer, musikalischer und affektiver Hallraum für das soziale und ästhetische Erbe rassistisch Versklavter“ (S. 14) und „Einwand gegen“ (S. 14) bürgerliches Denken und Leben – treffe, erscheine die Inkohärenz des Bürgertums. Mit dem Schiffbruch, den Kohpeiß für das bürgerliche Subjekt fordert, plädiert sie dafür, dass gerade die westliche Philosophie ihren Beitrag zu sozialen und systematischen Schäden, wie etwa einem strukturell legitimierten Rassismus, hinterfragt – und sich somit eine andere, gerechtere politische Praxis herausbilde. Hierfür stützt sich Kohpeiß auf Denker:innen des Afropessimismus, der als Schule zwar kurz eingeführt, jedoch kritischer und ausgiebiger hätte besprochen werden müssen, um der These zu dienen.

Gleichzeitig steckt in der Herausforderung, die man beim Lesen des letzten Kapitels – und wohlmöglich in der Ablehnung mancher Thesen der vorrausgehenden Kapitel – empfindet, die Brillanz der Lektüre: „Bürgerliche Kälte – Affekt und koloniale Subjektivität“ lädt die bürgerliche Leserin schlussendlich dazu ein, selbst zu hinterfragen, inwieweit der Affekt der Kälte auch ihr ein Mittel ist, sich von Gewalt abzugrenzen und das Fortleben des Bürgers, der westlichen Philosophie, und der in ihr verschriebenen moralischen Überlegenheit, zu fördern. Und darüber nachzudenken, wie es also sein kann, dass sie die Nachrichten über den Tod von 74 Geflüchteten erschüttert haben, die daran anschließenden Berichte wenige Wochen später, ob der vergangenen Zeit und dem wiederkehrenden Charakter dieser Katastrophen, jedoch keinen Schock mehr in ihr auslösen – sie, so kann man sagen, buchstäblich kalt lassen.

Henrike Kohpeiß 2023:

Bürgerliche Kälte. Affekt und koloniale Subjektivität.

Campus Verlag, Frankfurt am Main.

ISBN: 9783593517100.

406 Seiten. 30,00 Euro.

Zitathinweis: Tatjana Söding: Europas moralische Klimaanlage. Erschienen in: Erwachsenwerden. 68/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1838>. Abgerufen am: 11. 07. 2023 12:38.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2023 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.